

MITTEILUNGEN

des Vereins für die Geschichte Berlins

Gegründet 1865



Eugenie Fuchs (1873–1943), Porträt einer Dame, Pastell, 1936

119. Jahrgang

Heft 4

Oktober 2023

WWW.DIEGESCHICHTEBERLINS.DE



Eugenie Fuchs 1873–1943

Leben und Werk einer vergessenen Berliner Malerin

Von Lutz Mauersberger

Eugenie Fuchs war Schülerin von bekannten Lehrern ihrer Zeit wie Franz Skarbina, Walter Leistikow und Lovis Corinth. Zahlreiche Ausstellungsbeteiligungen von den 1920er Jahren bis 1933 belegen ihren Erfolg in dieser Zeit. Dennoch ist sie heute unbekannt. Keines ihrer Werke ist in den großen Kunstsammlungen zu finden. Eugenie Fuchs muss man zur verschollenen Künstlergeneration rechnen, die durch das nationalsozialistische Regime aus politischen, rassistischen und religiösen Gründen angefeindet, verfolgt, in die Emigration getrieben oder ermordet wurde. Sie stand auf dem Höhepunkt ihres künstlerischen Schaffens, als sie Deutschland verlassen musste und ins Pariser Exil ging. Drei Jahre nach der Besetzung Frankreichs 1940 wurde sie nach Auschwitz deportiert und dort ermordet. Ihr Werk und ihr Schicksal gerieten seither in Vergessenheit. Erst durch die Ausstellung »Geraubte Mitte – Die ›Arisierung‹ des jüdischen Grundeigentums im Berliner Stadtkern 1933–1945« des Stadtmuseums Berlin im Jahr 2013 wurde man wieder auf sie aufmerksam. Dies aber zunächst nicht wegen ihrer Kunst, sondern weil sie Mitbesitzerin eines Grundstückes am Schloßplatz 5 war und somit Opfer der ›Arisierung‹. Nun erst begann die Spurensuche nach dem Leben und Werk der Künstlerin.

Wer war Eugenie Fuchs? Am 25. Juni 1873 wurde sie in Berlin geboren und wuchs in einer wohlhabenden jüdischen Familie auf. Die Eltern waren der Bankier und Konsul Hugo Hirsch Fuchs und Mathilde Fuchs, geb. Loewy. Eugenie Fuchs hatte vier ältere Brüder. Aufgewachsen ist sie in der stillen Schellingstraße nahe dem Potsdamer Bahnhof. Als sie 17 Jahre alt war, zog die Familie an das vornehme Kronprinzenufer, mit prächtigem Ausblick auf die Spree, den Lehrter Bahnhof und den Landesausstellungspalast. Auch wenn nichts darüber bekannt ist, kann man davon ausgehen, dass Eugenie Fuchs eine solide Schulausbildung bekam. Über ihre künstlerische Ausbildung geben die Quellen wenig preis. Lediglich der Eintrag im Künstlerlexikon verweist auf ihre eingangs genannten Lehrer. Außerdem wird ein Studienaufenthalt in Paris erwähnt. Im Alter von 26 Jahren beteiligte sich Eugenie Fuchs mit Portraitstudien an einer hiesigen Ausstellung des 1867 gegründeten *Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin*. Es ist die erste Ausstellung mit ihrer Beteiligung, von der wir wissen. Außer ihr waren mit dabei Käthe Münzer, M. Landsberg, Elinor von Wiese, Clara Arnheim und Theodora zu Limburg-Stirum. Als Ehrengäste stellten Dora Hitz und Julie Wolfthorn aus. Eine weitere Ausstellung folgte zwei Jahre später in der Kunsthandlung von Fritz Gurlitt in der Leipziger Straße 131.

In dieser Zeit entstand das früheste noch erhaltene Bild von Eugenie Fuchs – ein Aquarell, das eine Wiesenlandschaft zeigt (Abb. 2).

Zwei erhaltene Bilder, die 1906 in Dachau entstanden, legen nahe, dass Eugenie Fuchs die Künstlerkolonie Dachau besuchte oder sich sogar eine Zeit lang dort aufhielt. Sie könnten verschiedener nicht sein: Das eine ist ein Pastell und einfach nur »Dachau« genannt. Es zeigt eine Landschaft am Amper mit Wiesen, einzelnen Bäumen und Büschen. Der vielfarbige Abendhimmel spiegelt sich im Wasser. Die Kontraste sind weich und erinnern an ebenfalls in Dachau entstandene Landschaftsbilder wie die von Ludwig Dill. Das zweite ist das Ölbild »Dachauer Bäuerin in ihrer Küche« (Abb. 3). Die Maler in der Künstlerkolonie widmeten sich immer wieder den Menschen, unter denen sie lebten. Auf dem Gemälde sehen wir eine ältere Bäuerin in ihrer Küche auf einem



Abb. 2: Wiesenlandschaft, Aquarell, 1900

Bett sitzend. Hier ist es der kräftige Pinsel, der alle wesentlichen Details einfängt, um uns die Stimmung, die Ruhe nach getaner Arbeit zu vermitteln. In der Malweise erinnert das Bild an ähnliche Motive anderer Künstler wie Arthur Langhammer oder Gertrud Bürgers-Laurenz, die etwa im gleichen Alter wie Eugenie Fuchs waren.

1908 war Eugenie Fuchs wieder in Berlin und stellte in der Galerie Keller & Reiner mehrere ihrer Werke in einer Gemeinschaftsausstellung aus. Die anderen Künstler waren Antoon van Welie, Hans Lietzmann, Abraham Neumann, Käthe Olshausen und Agnes Eger. Die Galerie Keller & Reiner existierte bereits 10 Jahre und gehörte zu den bedeutendsten Galerien in Berlin.

Nach 1909 entstanden einige Porträts, die wieder eine andere



Abb. 3: Dachauer Bäuerin in ihrer Küche, Öl auf Leinwand, 1906

Facette des Könnens der Künstlerin zeigen. Bei den dargestellten Personen geht sie behutsam vor, keine groben Striche, sondern feine Konturen, das Haar seidig glänzend, die Konturen des Gesichts fast zärtlich wiedergegeben. Aus dieser Zeit stammt vermutlich auch ihr bisher einziges bekanntes Selbstporträt (Abb. 4). 1916 ist Eugenie Fuchs erstmals als Malerin in der Schöneberger Nettelbeckstraße 23 in einer eigenen Wohnung im 4. Stock des Hauses im Adressbuch eingetragen. Eugenie Fuchs sympathisierte mit den Malern der Berliner Secession, war jedoch nie Mitglied dieser Künstlervereinigung. 1919 stellte sie in der gleichnamigen Abteilung der Großen Berliner Kunstausstellung im Landesausstellungspalast am Lehrter Bahnhof die »Porträtskizze eines jungen Mannes« aus. Vermutlich war es das erste Mal, dass sie auf der zu dieser Zeit größten und wichtigsten Kunstschau in Berlin vertreten war.



Abb. 4 Selbstbildnis, Öl auf Leinwand, ohne Datum (um 1919)

1919 entstand das Bild »Segelboote auf dem Wannsee« (Abb. 5). Hier erkennt man deutlich den Einfluss des Lehrers Leistikow, und zwar sowohl in der Motivwahl als auch in der malerischen Ausführung. Die 1920er Jahre waren für Eugenie Fuchs eine erfolgreiche Zeit. Die Ausstellungen folgten jetzt dicht aufeinander, einerseits jene des Deutschen Lyceum-Clubs und des Vereins Berliner Künstlerinnen, andererseits die Große Berliner Kunstausstellung im Landesausstellungspalast am Lehrter Bahnhof, an denen sie sich jedes Jahr beteiligte, wie auch an den juryfreien Kunstschauen Berlins in den Jahren 1924, 1925 und 1928.

Neben Landschaftsmotiven ziehen sich Stilleben wie ein roter Faden durch ihr Schaffen. Mit kräftigem, pastosem Pinselstrich modelliert sie das Motiv, dabei zarter vorgehend bei den Blüten im Bildmittelpunkt und im Kontrast zum eher abstrakten Hintergrund. Das Jahr 1927 begann mit der vom März bis April laufenden 52. Ausstellung der Berliner Secession zum Thema »Sport«. Hier fand sich Eugenie Fuchs in der Gesellschaft von George Grosz und Gert Wollheim, aber auch von Käthe Münzer-Neumann und Charlotte Behrend. Sie selbst war mit zwei Bildern mit Motiven des Tennissports vertreten. Tennis war eine Leidenschaft von Eugenie Fuchs. Sie war jahrelang im Lawn-Tennis-Turnier-Club Berlin-Grunewald aktiv und gewann Preise.

Reisen führten sie ins Tiroler Kitzbühel, wo sie das Kaisergebirge zu einer Reihe von Bildern inspirierte, von denen vermutlich nur eines erhalten ist. Aber nicht nur die Berge auch das Meer faszinierte sie. Sie fuhr regelmäßig nach Heringsdorf an der Ostsee. Dort entstanden einige Gemälde mit Motiven wie »Tennis in Heringsdorf« (1927) und »Strandleben in Heringsdorf« (1928). Dass Eugenie Fuchs auch Reisen nach Böhmen oder Italien unternahm, zeigen mehrere Gemälde mit Titel wie »Karlsbad« oder »Florenz«.

1927 trat sie dem Verein der Künstlerinnen zu Berlin bei. Ihr bei der Herbstausstellung des Vereins im Jahr 1927 ausgestelltes Bild »Lessingstraße im Schnee« wurde durch die Stadt Berlin angekauft. 1928 hatte sie erstmals Gelegenheit, nur mit ihrer Kollegin Else Hertzner auszustellen. Insgesamt waren zwanzig ihrer Gemälde zu sehen. Die Kritik war voll des Lobes.

Nach der Machtübertragung an die Nationalsozialisten wurde Eugenie Fuchs schnell klar, dass sie nicht in Deutschland bleiben konnte. An der am 12. März 1933 eröffneten Frühjahrsausstellung des Vereins der Künstlerinnen beteiligte sich noch. Kurz darauf verließ Eugenie Fuchs das Deutsche Reich und ging ins Exil nach Paris, wie zahlreiche ihrer jüdischen Kollegen auch. Schon



Abb. 5: Segelboote auf dem Wannsee, Öl auf Leinwand, 1919

lange vorher war Frankreich der wohl wichtigste Anziehungspunkt für bildende Künstler aus aller Welt – wegen seiner Ausbildungsstätten, Museen und Orte des Austausches. Doch nun war es bis zum Kriegsausbruch 1939 das Hauptaufnahmeland für emigrierte Künstler. Wie Eugenie Fuchs suchten viele andere gleich 1933 Zuflucht in Paris, darunter Robert Liebknecht, Gert Wollheim und Käthe Münzer-Neumann sowie der Russe Wassili Kandinsky. Die Gründe lagen entweder in den erschwerten Arbeitsmöglichkeiten wegen avantgardistischer Kunst oder in der unmittelbaren Bedrohung durch antisemitische Verfolgung. Ihre erste Adresse in Paris war das Hotel d'Angleterre. Zwei Jahre später zog sie an den Stadtrand südlich von Paris und wohnte am Place Jules Ferry 40 in Montrouge (Seine). Für die Exilkünstler war es überlebenswichtig, weiterhin arbeiten zu können und Ausstellungsmöglichkeiten zu bekommen. Der seit 1903 bestehende Salon d'Automne (Pariser Herbstsalon), der jährlich im Oktober und November im Grand Palais stattfand, stellte ihnen bereits 1933 einen Raum zur Verfügung, wo sie ihre Bilder zeigen konnten. Mit dabei waren Gert Wollheim, Eric Isenburger, Julius Schüle, Peter Lipman-Wulf, Edith Auerbach, Käthe Münzer-Neumann und Eugen Spiro. Eugenie Fuchs war mit drei Gemälden vertreten. Die Zeitung *Le Temps* schrieb dazu: »69 Stücke [...] gibt es dort zu sehen. Die besten dieser Gemälde haben weibliche Signaturen, Eugenie Fuchs, deren »Spaziergang auf einer Waldallee« auf ein bedeutendes Talent schließen lässt, Kate Munzner [Käthe Münzer-Neumann], deren Porträts eines Schauspielers und die Ansicht von Amsterdam nicht zu unterschätzen sind, und noch einige andere.« Es ergaben sich Jahr für Jahr neue Ausstellungsmöglichkeiten immer wieder im Salon d'Automne aber auch im Salon d'Hiver und im ebenso bedeutenden Salon des Tuileries. Dennoch isolierte die Exilsituation die Künstler und stellte ihre materielle Existenzgrundlage in Frage. Ungeachtet dieser schwierigen Lebensumstände schuf Eugenie Fuchs im Exil Bilder, die dies nicht widerspiegeln. So entstand

1936 das »Porträt einer Dame«, das wie schon frühere Porträts mit großer Behutsamkeit ausgeführt wurde (Titelbild)

Am 30. September 1937 gründeten verschiedene Exilkünstler, vor allem auf Initiative von Eugen Spiro, einen Künstlerbund, der sich im darauffolgenden Jahr in *Freier Künstlerbund* umbenannte. Sein Hauptziel war, als Antwort auf die Münchner Ausstellung »Entartete Kunst« eine Ausstellung zu organisieren, die die in Deutschland verfemte Kunst zeigte. Eugenie Fuchs war spätestens von November 1938 an Mitglied dieser Künstlervereinigung, zu der damals etwa 25 Künstler gehörten. Vom 4. bis zum 18. November 1938 fand die geplante eigenständige Ausstellung des Freien Künstlerbundes im *Maison de la culture* in Paris in der Rue d'Anjou 29 statt, in der ausschließlich Kunst von Exilanten gezeigt wurde. Es wurden Werke von ungefähr siebzig Künstlern gezeigt, darunter Ölbilder von Eugen Spiro, Paul Klee, George Grosz, Gert Wollheim, Max Beckmann und Eugenie Fuchs. Sie fand ein großes Medienecho in der Pariser Tagespresse und in Kunstjournalen.

Zwei Jahre später, am 22. Juni 1940, wurde Frankreich von der Deutschen Wehrmacht besetzt. Für alle Exilkünstler, insbesondere diejenigen, die den deutschen Rassegesetzen zufolge als Juden galten, bestand nun die Gefahr, deportiert zu werden. Der fast siebzehnjährigen Eugenie Fuchs gelang die Flucht aus Paris nicht mehr. 1941 wurde ihr die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen. Damit fiel ihr gesamtes Vermögen an das Deutsche Reich, darunter auch ihr Eigentumsanteil am Berliner Grundstück Schloßplatz 5. In Berlin verbliebene Kunstwerke wurden in diesem Zusammenhang nicht erwähnt.

1943 wurde Eugenie Fuchs nach Drancy gebracht – das Sammellager für nach Frankreich geflohenen Juden. Von dort deportierte man sie nach Auschwitz, wo sie ermordet wurde.

Seit ihrem Tod schien Eugenie Fuchs vergessen und ihr vermutlich sehr umfangreiches Werk für immer verloren. Eine Urgroßnichte setzte 2010 erstmals mit einem Eintrag in die Datenbank von Yad Vashem ein Erinnerungszeichen. Drei Jahre später wurde Eugenie Fuchs bei den Recherchen für die eingangs erwähnte Ausstellung »Geraubte Mitte« entdeckt, ihre Beraubung öffentlich gemacht und ihrer gedacht. Damit war der Anstoß gegeben, auch das Leben und vor allem das künstlerische Werk näher zu erforschen. Informationen zum Werk von Eugenie Fuchs oder gar Originalgemälden waren nur sehr spärlich aufzuspüren. Mittlerweile sind trotzdem 71 Bilder von Eugenie Fuchs namentlich durch Erwähnungen in Ausstellungskatalogen oder Rezensionen bekannt. Allerdings ist die Existenz von nur noch 14 Gemälden, meist in Privatbesitz, nachweisbar.

Aus den Recherchen ist mittlerweile eine Publikation entstanden, mit der ein Anfang zur Aufarbeitung ihres Werkes und zu den Stationen ihres Lebens gemacht ist. Vielleicht werden in Zukunft, wie bereits in den letzten zehn Jahren, weitere Bilder von ihr wiedergefunden. Nicht zuletzt durch die Beschäftigung mit zahlreichen anderen noch unbekanntem Malerinnen wird sich unser Bild des Kunstschaffens der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts schärfen und weiter verändern, das, wie wir heute wissen, deutlich von Frauen mitgeprägt war.

Lutz Mauersberger

Mail: kontakt@berlin-mitte-archiv.de

Literatur

Lutz Mauersberger, Eugenie Fuchs (1873–1943), Leben und Werk einer vergessenen Berliner Malerin, Berlin: Lukas 2023, 72 Seiten 30 Abbildungen. Buchvorstellung am 19. Oktober 2023, 18 Uhr, im Rathaus Tiergarten (Mitte-Museum).

Da sich in diesem Jahr der Geburtstag von Eugenie Fuchs zum 150. Mal jährt, wird am 22. Oktober 2023, 12 Uhr, an ihrem letzten Wohnort in Berlin ein Stolperstein verlegt. Da es die Nettelbeckstraße 23 nicht mehr gibt, findet die Verlegung An der Urania 7 statt, wo ein Zipfel des ehemaligen Grundstückes auf den Gehweg reicht.

Ein Kronleuchter aus Papiermaschee

Emilie Fontanes Stiefvater
Karl Wilhelm Kummer als
»Tausendkünstler«

Von Klaus-Peter Möller

Karl Wilhelm Kummer, 1785 in Ortrand geboren, 1855 in Berlin gestorben, war ein vielseitiger, innovativer, kreativer Künstler, Handwerker und Erfinder. Bekannt wurde er durch seine Reliefgloben und -karten, die von wissenschaftlichen Zeitschriften und geographischen Vereinen gelobt wurden. Zum Bestand des Potsdamer Fontane-Archivs

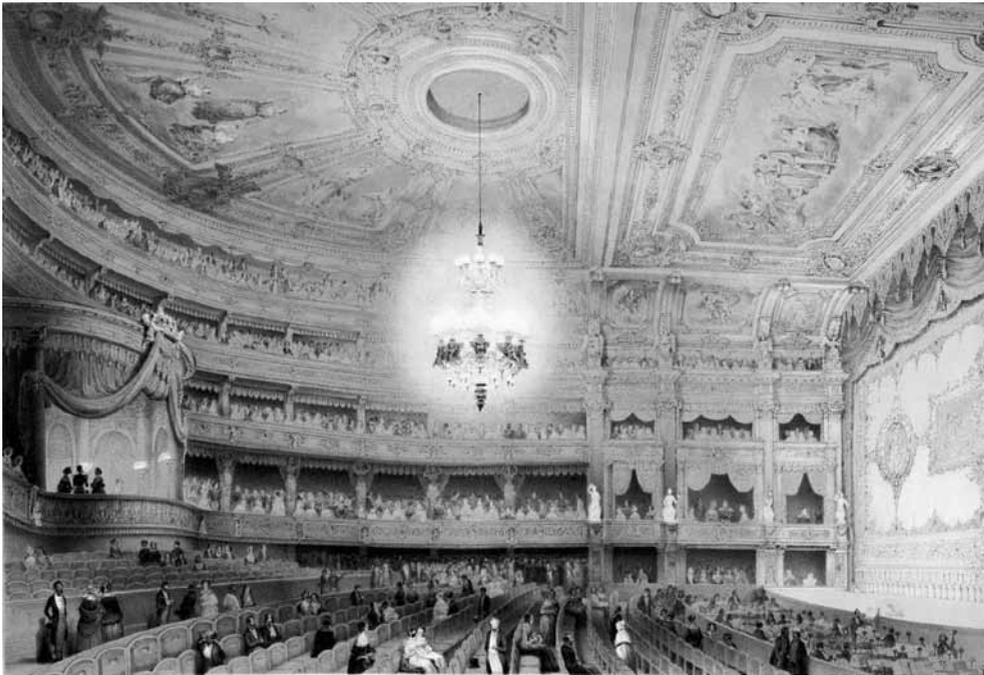
gehört eine Reliefkarte von Europa aus Kummers Werkstatt. Sie ist aus Papiermaschee, sorgfältig bemalt und in einen schlichten Holzrahmen gefasst, der prächtig wirkt durch die Ornamente, die den Kreis zum Quadrat ergänzen. In Theodor Fontanes Erinnerungsbuch *Von Zwanzig bis Dreißig* kommt Emilie Fontanes Adoptivvater nicht so gut weg. Er wird als wunderlicher Kantonist und Jeugenosse von Fontanes Onkel August eingeführt, dessen Geschäftsgewohnheiten auch nicht gerade vertrauenerweckend waren. Emilie wuchs in wenig geordneten Verhältnissen auf. Sie wurde einem Dienstmädchen anvertraut, das sich seiner Aufsichtspflicht für das Kind wiederholt auf rücksichtslose Weise entzog. Immerhin räumt Fontane ein, dass Kummer ein »Tausendkünstler« war, der durch seine guten Beziehungen zur Bühne die Grundlagen für die spätere Theaterleidenschaft seiner Frau legte. Dass auch der größte Auftrag, den Kummer realisiert hat, vom Theater kam, wusste Fontane offenbar nicht. Der Globenmacher, Kartograph und Papiermaschee-Künstler hatte es nämlich übernommen, den Kronleuchter für das 1843 durch einen Brand zerstörte und von Carl Ferdinand Langhans in nur Jahresfrist neu errichtete Königliche Opernhaus herzustellen.

Die Zeitung *Die Stafette* berichtete am 27. Juli 1844 über dieses außergewöhnliche Zeugnis Berliner Handwerkskunst:

Die Deutsche Industrie-Ausstellung in unserm Zeughause wird theilweise auch den kolossalsten aller Kronleuchter, den für das Opernhaus, welcher von dem Commissionsrath Herrn F.W. Kummer (Oranienburgerstr. 33) verfertigt wird, zur Ansicht bringen. Der Leuchter wird von der Papiermachéemasse (auch eine Erfindung des Künstlers) gemacht, aus welcher auch die plastischen Thiergebilde Kummers, von denen schon ein ziemlich bedeutendes zoologisches Museum zur Ausstellung kommen wird, gebildet werden. Er besteht aus 3 Stockwerken! die mittelste Etage aus 8 kolosalen arabeskischen Armen, die in weibliche Figuren enden, deren jede einen Büschel von 20 – 30 Gasflammen mit dem Haupte hält. Sämmtliche Gasflammen dieses Kronleuchters sollen alle Flammen aller Kronleuchter des Krollschen Etablissements übertreffen. Die ganze Composition des Leuchterkolosses (aus antiken Arabesken, Figuren) Postillen und Reliefs wird übergoldet und danach dieser Leuchter



Karl Wilhelm Kummer: Reliefkarte von Europa.
Theodor-Fontane-Archiv, AI 281



Innere Ansicht des Königlichen Opernhouses zu Berlin nach dem Umbau durch Langhans im Jahr 1844. In: Louis Schneider, *Geschichte der Oper und des königlichen Opernhouses in Berlin. Mit architectonischen Beiträgen von Langhans. Prachtausgabe mit historischen Documenten, artistischen Beilagen und eingedruckten Holzschnitten*, Berlin: Duncker und Humblot 1852.

jedenfalls eins der größten Prachtwerke, die irgend ein Theater aufzuweisen vermag. Wenn der geniale Künstler und seine Riesearbeit nur nicht so sehr beeinträchtigt würde durch das vermeintliche Besserwissenwollen. Nachträglich die Bemerkung, daß die Papiermascheemasse federleicht und eisenfest ist und von keinem Stoffe ersetzt werden kann. (*Die Stafette*, Berlin, 6. Jg., Nr. 89, 27. Juli 1844, S. 353).

Kummers Kronleuchter, im August 1844 fertiggestellt, verlieh dem Saal der Königlichen Oper seit der Wiedereröffnung des Hauses am 7. Dezember 1844 außergewöhnlichen Glanz, jedenfalls im Vergleich mit den Lüstern der Kroll-Oper, worauf es offenbar ankam. Das von dem Künstler in Rechnung gestellte Honorar von 6 000 Rtl. fand Oberhofbauamtsdirektor Langhans allerdings zu hoch. Graf Redern, Chef der Baukommission, bot dem Hersteller 2 000 Rtl., was dieser so empörend fand, dass er die Rückgabe seines Werks verlangte, ein Begehren, dem die Baukommission natürlich nicht nachkam. Der Leuchter war schon eingebaut

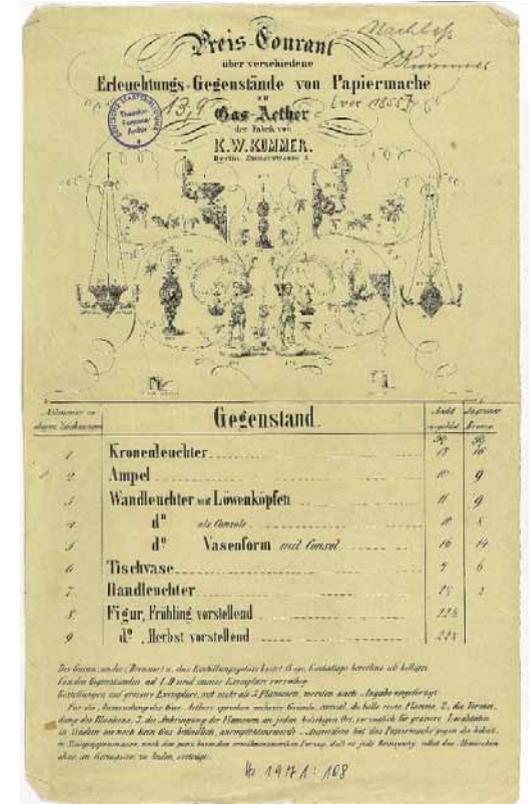


Bericht über Kummers Kronleuchter. In: *Die Stafette*, Berlin, 6. Jg., Nr. 89, 27. Juli 1844. Theodor-Fontane-Archiv, Kummer 13,4

und in Benutzung. Kummer zog vor Gericht, verklagte die Baukommission und richtete am 24. Februar 1845 zusätzlich eine Immediateingabe an den König, die durch königliches Schreiben vom 9. April 1845 abgeschmettert wurde. Die am 5. Juli als Vergleich vorgeschlagene Summe von 2 500 Rtl. lehnte Kummer ab. Am 10. Oktober richtete er nochmals ein Gesuch an den König, die noch ausstehenden 4 000 Rtl. anzuweisen, das der König mit Schreiben vom 5. November 1845 ebenfalls abschlug. Kummer sei nicht auf das Vergleichsangebot eingegangen, nun müsse er die Gerichtsentscheidung abwarten. Die Akten von diesem Prozess haben sich im Teilnachlass Kummers im Theodor-Fontane-Archiv erhalten. Das Königliche Kammergericht entschied am 21. Dezember 1846 im Sinne der Klage und verurteilte die Baukommission zu einer Nachzahlung von 3 500 Rtl. an den Kläger. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist ein weiterer Prozess, den die Strafanstalt Spandau im Mai 1846 gegen Kummer anstregte, weil dieser von September bis November 1845 die für die Beschäftigung von Strafgefangenen in seiner Werkstatt fälligen Löhne nicht bezahlt hatte. Es ging um 159 Rtl. und 12 Sgr. Das Verfahren endete mit einem Vergleich. In dem Verfahren Kummers gegen die Baukommission wegen des Honorars für den Kronleuchter trat die Direktion der Strafgefangenenanstalt als Nebenkläger auf. Berlins größtes Glanzlucht ist also auch mit Hilfe der Arbeit von Strafgefangenen entstanden. Kein Bühnenstar und keiner der Besucher des Opernhouses wird beim Strahlen der 330 Gasflammen an den Künstler Karl Wilhelm Kummer und die Häftlinge von Spandau gedacht haben! (Vgl. *Stafette* Nr. 3, 7.1.1843)

Abgebildet ist der seinerzeit größte Kronleuchter der Preußischen Hauptstadt auf einer der Beilagen der Prachtausgabe von Louis Schneiders Geschichte der Berliner Oper und des Königlichen Opernhouses. Sämtliche Details stimmen mit der Beschreibung im Zeitungsbericht überein, die noch durch zahlreiche Angaben in den Prozessakten ergänzt werden können. Auch aus dieser Erfindung, »Erleuchtungs-Gegenstände« aus Papiermaschee herzustellen, versuchte Kummer, ein Gewerbe zu machen, wovon ein Flyer mit einem Preisangebot zeugt, der ebenfalls im Teilnachlass erhalten ist. Die erläuternden Zeichnungen vermitteln eine Vorstellung davon, wie der Opern-Kronleuchter aufgebaut war und funktionierte.

Nicht nur mit Papiermaschee hat Kummer gearbeitet und virtuos Tierfiguren, Globen, Karten und den größten Kronleuchter Berlins daraus geformt. Er hatte offenbar ein Faible für Materialien. In seinem Teilnachlass findet sich auch ein paar Handschuhe aus Birkenrinde, sehr gut erhalten, mit ganz feinen Nähten. Ob man sie tragen konnte, ob sie sich wirklich als Handschuhe benutzen ließen, inwieweit sie den Vorstellungen der zeitgenössischen Mode entsprachen und welchen praktischen Wert sie überhaupt hatten, war sicher nicht die Frage. Der Reiz bestand zwei-



Erleuchtungs-Gegenstände von Papiermaché, Angebot der Firma K. W. Kummer. Theodor-Fontane-Archiv, Kummer 13,9



Handschuhe aus Birkenrinde.
Theodor-Fontane-Archiv Kummer 4

fellos darin, diese Handschuhe überhaupt herzustellen. Wie Kummer das Material behandelt hat, um es so verarbeiten zu können, ist nicht bekannt. Auch für ein Werbeschildchen hat Kummer Birkenrinde genutzt. Es trägt die Aufschrift: »Unterricht in der Musiv-Mahlerei erteilt. K. W. Kummer«.

Die Werbekarte der Papiermachéwarenfabrik Kummers mit Tiermotiven, wie sie dort hergestellt wurden, ist aber gedruckt, und zwar im Lithographischen Atelier von Theodor Boesche in der Roß-Strasse 1. Das Angebot ist charakteristisch: Kummer offeriert nicht nur Relief-Karten und Globen, sondern überhaupt alle möglichen plastischen Gegenstände aus allen denkbaren Gebieten der Architektur, Skulptur, Anatomie, Pomologie und Zoologie. Er produziere ferner jeden auch aus anderen Materialien herstellbaren Körper, den er allerdings preiswerter zu liefern verspricht, und



Werbekarte, Theodor-Fontane-Archiv, Kummer 40



insbesondere »solche Sachen, die wegen Mangel eines zweckmäßigen Stoffes entweder nur sehr unvollkommen, oder auch noch gar nicht gebildet werden konnten.« Tausendkünstler halt!

Klaus-Peter Möller
Mail: klaus-peter.moeller@uni-potsdam.de

Literatur

Hans Pappenheim: *Karl Wilhelm Kummer, ein Globenmacher und Relief-Spezialist des alten Berlin* († 1855). In: *Der Globusfreund* 12 (Juni 1963), S. 44–48.

Hans Pappenheim: *Globen und Kartenkunde im Werk Theodor Fontanes*. In: *Der Globusfreund* 12 (Juni 1963), S. 49–50.

Unveröffentlichte Briefe von Emilie Rouanet-Kummer und Theodor Fontane an Karl Wilhelm und Bertha Kummer [sowie von Emilie und Theodor Fontane an Bertha Kummer]. Herausgegeben und kommentiert von Joachim Schobeß. In: *Fontane-Blätter*, Potsdam, Bd. 4, Heft 1, 1977, S. 2–10.

Der Beitrag erschien zuerst im Blog »Objekt des Monats« des Theodor-Fontane-Archivs unter <https://www.fontane-archiv.de/bestaende/objekt-des-monats/tausendkuenstler> (4.10.2022).

Berlins neue Mitte-Pläne

Altstadt-Revival oder politisches Zentrum?

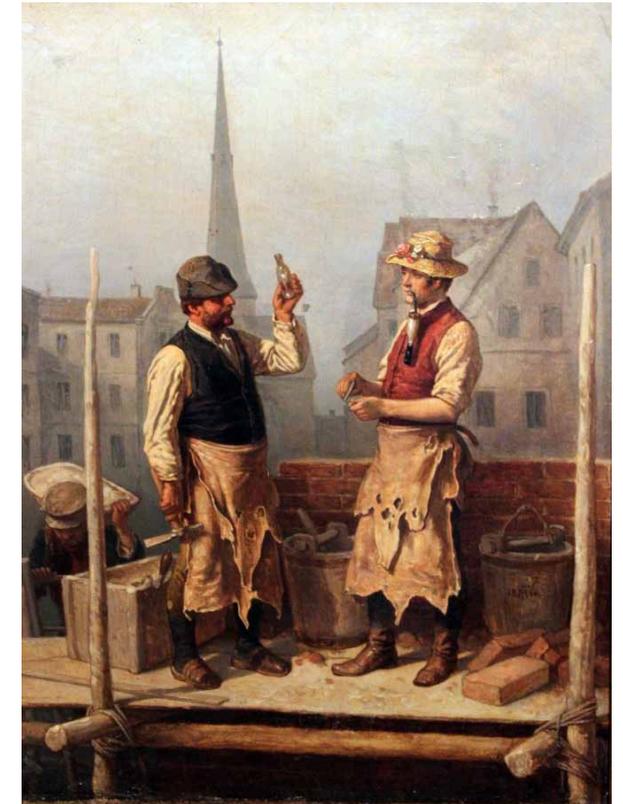
Von Rolf Ludwig Schön

Die immer wieder hinausgeschobene Neugestaltung und Revitalisierung der historischen Mitte, und die damit zusammenhängende Reform der Berliner Verwaltung, könnten den Eindruck erwecken, als stünde Berlin vor einer gewaltigen Herausforderung. Gewiss, Berlin ist ein bundesdeutscher Sonderfall – groß und erst nach dem Fall der Mauer wieder vereint. Da hatte sich der Ostteil der Stadt mit dem großen Marx-Engels-Forum, mit Fernsehturm und Palast der Republik schon eine Mitte geschaffen – unglücklicherweise genau auf den Flächen des alten Berliner Stadtkerns und als großes Staatsforum der mittlerweile untergegangenen DDR. Um mit linken Politikern und Teilen der ehemaligen Ost-Berliner nicht in Streit zu geraten, blieb der monumentale Freiraum bis heute unangetastet. Mit seinen Wasserfontänen und Blumenrabatten ließ sich das Forum jedoch leicht schönreden und so schien es klug, allen Empfindlichkeiten aus dem Weg zu gehen und diesen sozialistischen Erinnerungsraum in neutralisierter Form fortzudauern zu lassen.

Nach dem Zusammenschluss gab es verständlicherweise Widerstände, die in der Verfassung des Stadtstaates Berlin konstituierte Einheitsgemeinde konsequent mit einer effizient strukturierten Verwaltung und herausgehobener Rathaus-Mitte deutlich zu betonen. Heute vor mehr als 30 Jahren war die Zeit dafür noch nicht reif.

Berlin mit diffusem Selbstverständnis

Die seitdem verschleppte Neugestaltung der Mitte und die Reform der zweistufigen Berliner Verwaltung sind also heiße Eisen, bei denen sich die Senats-Akteure noch immer viel Ärger einhandeln und Wählerstimmen verlieren können. Aber auch die Bezirke in der gesamten Stadt begegnen einer Stärkung der Senats- und Rathaus-Mitte mit Misstrauen. Berlin funktionstüchtig zu strukturieren, die Stadt als leistungsstarke Einheitsgemeinde zu präsentieren, stößt bei den politischen Parteien auf Widerstand. Sie bevorzugten polyzentrische Strukturen – auch wenn es dabei bekanntermaßen im Räderwerk der Verwaltung kräftig knirscht. Die dysfunktionalen Zustände kosten die Stadt aber viel Geld und Ansehen.



Theodor Hosemann, *Maurer beim Bau des Berliner Rathauses*, 1861. Stiftung Stadtmuseum

Aus der Landes-Verfassung und aus der Gliederung der Verwaltung müsste man leicht auf die städtebauliche Ordnung schließen können: Ein Hauptzentrum mit Regierendem Bürgermeister und dem Senat – und nachgeordnet 12 Bezirkszentren mit je einem Bezirksbürgermeister bzw. einer Bezirksbürgermeisterin und dem Bezirksamt. Da die Bezirke jedoch ihr Verhältnis zur Einheitsgemeinde nur »auf Augenhöhe« mit dem Senat aushandeln wollen, geht es zum Schaden der Stadt mit der Verwaltungsreform kaum voran.

Es ist schwer zu sagen, wie sehr sich das große Berlin bis hinaus in die Vororte und quer durch alle Bevölkerungsschichten für ihre historische Mitte interessiert. Berlin hat kein Bild mehr von seinem alten Stadtkern. Für die meisten ist das unbekanntes Terrain. Schon im 19. Jahrhundert wurde dort groß und neu hineingebaut und auch ohne Weltkrieg und DDR wäre dieser Kern, bis auf ein paar nostalgische Ecken, allmählich verschwunden. Berlins Identität und Weltstadtcharakter wurde eher von Dynamik und Tempo bestimmt – von Potsdamer Platz, Friedrichstraße, Alexanderplatz und Kurfürstendamm. Aber Berlin ist nicht als Stadt der Moderne zwischen 1870 und 1930 vom Himmel gefallen. Es war schon lange vorher da und die historische Mitte mit bekannten Persönlichkeiten wie Paul Gerhardt und Johann Krüger, später Gotthold Ephraim Lessing, Moses Mendelssohn, Friedrich Nicolai sowie mit seiner aufgeklärten, bürgerlichen Salonkultur hat trotz preußischer Regenten viel zur geistigen Entwicklung hin zu einer aufgeklärten Bürgerstadt beigetragen.

Obwohl das alte Berlin für fast 100 Jahre Hansestadt war und sogar am Molkenmarkt einen Roland gehabt haben soll, konnte sich die Bürgerstadt nach der Ansiedlung der Hohenzollern nicht so eindrucksvoll wie Lübeck, Hamburg oder Bremen entwickeln. Der zentrale Punkt war nun das 1451 vom neuen Kurfürsten bezogene Schloss und die späteren kurfürstlichen Vorstädte, die nach Westen in Richtung Tiergarten wuchsen. Dass die östlich angrenzende, ursprüngliche Bürgerstadt dabei allmählich an Bedeutung und Ansehen verlor, war ihr bis in die Kaiserzeit hinein und danach noch deutlich anzumerken.

Doch, was alles verliert eine Stadt, wenn sie – wie es bis heute aussieht – ihre Ursprünge, ihre Herkunft nicht sichtbar macht? Müssen wir neben dem Blick in die Geschichte nicht auch fragen: Warum haben Städte eine Mitte, einen zentralen Ort, wo sich wichtige Einrichtungen und von Zeit zu Zeit die Bürger versammeln? Was ist deren Aufgabe? Eine Mitte verbindet, integriert, schafft Identität, gibt der Stadt ein Gesicht und formt den ortstypischen Genius Loci. Im Kern des Gemeinwesens stellen Bürger und Politik Fragen, suchen Lösungen, setzen sich auseinander, denken mit Kunst und Kultur über Alltag, Welt und Zusammenleben nach. Denn dieses *historische* Zentrum war ja seit alters her die *politische* Mitte.

Eine gestärkte Mitte, wie man sie aus der Verfassung des Landes Berlin herleiten könnte, nimmt den selbstbewussten zwölf Berliner Bezirken nichts weg, was nicht ohnehin schon so geregelt wäre. Als Berlin sich bereits 400, ja 500 Jahre entwickelt hatte, gab es drumherum nur ein paar Dörfer, Kirchlein, Sümpfe und viel freies Feld. Der Ursprung der Bezirke geht auf das alte Berlin zurück – auch wenn sie sich wie z.B. Charlottenburg oder Schöneberg in ihrer hohen Zeit zu selbstständigen und wohlhabenden Städten entwickelt hatten. Sie wussten ja, dass sie Anhängsel von Berlin waren, wollten es aber mit ihren großen, neuen Rathäusern nicht wahrhaben. Auch auf Spandau und Köpenick, die schon vor Berlin existierten, trifft das letztlich zu. Nichts in den Bezirken kann den historischen, mittelalterlichen Kern im Umfeld von Nikolai- und Marienkirche ersetzen!

CDU-SPD-Koalitionspapier: »Für Berlin das Beste«

Nach langem Stillstand scheint sich nun etwas zu bewegen. Das Koalitionspapier vom April 2023 kündigt einen Aufbruch an, eine »Koalition der Erneuerung«. Die Aussagen zu »*Stadtentwicklung, Bauen und Wohnen*« erstrecken sich über 10 Seiten, 15 Zeilen davon über die Berliner. Um es kurz



Blick vom Turm des Berliner Rathauses, 2011. Foto: Manfred Uhlitz

zu machen: Der Senat will die bisherigen Planungen der vorletzten und letzten Koalition überdenken: »Die Berliner Mitte wollen wir umfassend weiterentwickeln«. Das scheint ein Aufbruch zu sein, klingt aber noch recht vage. In einem »Sonderreferat für die historische Mitte« bereitet die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung bereits einen städtebaulichen Masterplan und ein Gestaltungshandbuch (»Charta Molkenmarkt«) vor. Das sind lediglich gestalterische Leitlinien. Ob sich Politik und Stadtentwickler mit dieser »Charta« auch an eine Neugestaltung des Marx-Engels-Forums vor dem Berliner Rathaus trauen, ist nicht ersichtlich. Da der Neptunbrunnen an seinem bisherigen Platz verbleiben soll und für den Schlossplatz stattdessen eine neue Brunnenanlage vorgesehen ist, scheinen die großen Erneuerer hier noch zu zögern.

Im Vorfeld kommender Entscheidungen könnte es sich lohnen, nicht nur über den historischen Kern mit Molkenmarkt, Großen Jüdenhof und Grauem Kloster, sondern auch über die Mitte Berlins nachzudenken. Sich auf gediegene Altstadt-Atmosphäre, Kleinteiligkeit, ehemalige Straßenverläufe zu konzentrieren und die gesamtstädtischen Funktionen beiseitezulassen, verkennt die gegenwärtigen Herausforderungen. Allein mit einer gutbürgerlichen Wohlfühl-Mitte à la Hackescher Markt oder Nikolaiviertel, mit einem gehobenem Ausgehviertel, kann das hochverschuldete Berlin nicht in die Zukunft starten. Wenn wir angesichts vielfältiger anderer Probleme eine Zeitenwende herbeiführen müssen, dann brauchen wir Gemeinschaft und Zusammenhalt. Ohne ein Mehr an Solidarität, ein Mehr an Vertrauen in die Politik wird das nicht gelingen! Doch eigenartigerweise fragt kaum jemand nach der politischen Mitte.

Von städtebaulichen Leitlinien zu ideellen Leitbildern

Um nach den bisherigen Ausführungen nicht missverstanden zu werden: Berlin braucht den historischen Stadtkern! Wenn wir eine lebendige Mitte wollen, auf die Berlin stolz sein kann, mit der

sich die Bevölkerung identifiziert, dann muss sie attraktiv sein. Berliner, aber auch Touristen müssen sich dort wohl fühlen. Historische Bauten und Plätze besitzen eine Aura und ein Charisma, das mit heutigen Bauten nicht erreicht wird. Da Berlin arm an Kleinteiligkeit und intimen Plätzen ist, könnten sich die historisch und modern rekonstruierten Altstadt-Quartiere vor und hinter dem Roten Rathaus zu gut-besuchten Hotspots entwickeln.

Wie man am Berliner »Stadtentwicklungsplan Zentren« von 2019 deutlich sehen kann, denkt die zuständige Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Bauen und Wohnen bei den stadtweit verteilten Zentren vorrangig an Einzelhandel. Administrative und politische Strukturen finden bei dieser Gliederung wenig Beachtung. Da ist man nicht weit vom Slogan großer Einkaufszentren: »Shoppem-Erleben-Genießen«. Die Zentren in enger Absprache mit der IHK und den Einzelhandelsverbänden zu gestalten, verkennt deren Aufgaben. Wenn das Vertrauen in Demokratie und Politik dramatisch sinkt, müssen die wichtigsten, hoch-frequentierte Zentren darauf reagieren. Wie wollen wir denn angesichts kommender Zeitenwende-Härten *gemeinsam* Stadt und Zukunft gestalten? Aufhorchen lässt da die Umbenennung der Senatsverwaltung für Kultur und Europa zur Senatsverwaltung für Kultur und Gesellschaftlichen Zusammenhalt. Dazu Kultursenator Joe Chialo: »Kultur ist der Kitt, der diese Gesellschaft zusammenhält. An diesen modernen Lagerfeuern versammeln wir uns. Es geht um Engagement und Demokratieförderung. Wo Kultur entsteht, ergibt sich ein Diskurs, entstehen Widersprüche.« Bei den Begriffen Engagement und Demokratieförderung stolpert man geradezu über die enge Verbindung zu zentralen öffentlichen Räumen, zu innerstädtischen Zentren. Welch bessere Bühne kann sich der Senator für sein Anliegen wünschen?

Anmerkungen zur Umsetzung

Als Erstes muss man das Mitte-Vorhaben mit all seinen Aufgaben, städtebaulichen Reizen und Chancen der Öffentlichkeit präsentieren – durchdacht, mit Modellen und Visualisierungen. Initiative und Konzeption müssen, mit dem Regierenden Bürgermeister Kai Wegner an der Spitze, voll beim Berliner Senat liegen – im Dialog mit den privaten Berliner Stiftungen (Stiftung Zukunft Berlin, Stiftung Mitte Berlin) und den Bürger-Vereinen, die sich seit vielen Jahren für die historische Mitte einsetzen. Politik und Verwaltung schulden der Stadt seit langem eine ordentlich funktionierende und attraktive Mitte!

Die Lobeshymnen und großen Erwartungen an den Wissenschafts- und Technologiepark in Adlershof (»Der klügste Kiez Berlins«) oder der »Urban Tech Republic« in Tegel (beide mit stadteigenen Entwicklungs-Gesellschaften) sollte die Stadtspitze auch für ihre Zentren aufbringen. Gemeinschaft, Bildung und Austausch müssen dort in den Vordergrund rücken. Solche Gesellschaftskerne gehören wie öffentlicher Nahverkehr, Radwege, Schulen und Bibliotheken zur Grundausstattung der demokratischen Stadt.

Das Kosmopolitische und das große Weltverständnis ist Sache des Humboldt Forums und der Museumsinsel. In der historischen und politischen Mitte geht es um Berlin, um das Zusammenleben in der Stadt. Sie wendet sich an alle, ob jung ob alt, ob arm oder reich, mit und ohne Migrationshintergrund. Das gilt auch für die dort entstehenden Wohnungen und sozialen und kulturellen Einrichtungen. Das alles kann nur gelingen, wenn Politik und Stadtentwickler von ihrer Planungshoheit vollen Gebrauch machen. Da die meisten Grundstücke dort dem Land Berlin gehören, kann der Senat über Erbpachtverträge detailliert auf deren Nutzung einwirken. Mit einem förmlich festgelegten Stadtentwicklungsgebiet und einer stadteigenen Entwicklungsgesellschaft wären die Voraussetzungen für die Durchsetzung öffentlicher Interessen, für eine Gemeinwohl-orientierte Verpachtung und die spätere sozialverträgliche Nutzung bestens gegeben – wesentlich besser als die Grundstücke über ein Konzeptverfahren an private Eigentümer zu verkaufen.

Denkbar wäre es, den Neubau der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, die sich schon zu erheblichen Teilen in der Breiten Straße befindet, als einen stark gegliederten Bau kleinteilig in die Mitte einzufügen. Dafür braucht Berlin keinen kühnen Solitär – wie 2013 in Tempelhof. Natürlich würde ein Berliner-Altstadt-Museum mit einigen der vorhandenen alten Stadtmodelle viele Besucher anziehen und die Kenntnisse über den alten Stadtkern verbessern.

Das Herz beziehungsweise die Krone der historischen Mitte zwischen Marienkirche, Parochialkirche und Spittelmarkt ist jedoch das Areal vor dem Berliner Rathaus und danach das vor dem Stadthaus. Die beiden Türme stehen für die Berliner Selbstverwaltung. Das ist das heute überlieferte politische Zentrum! Hier sollte je ein gut gestaltetes, populäres Bürger-Forum entstehen, wobei das »Auditorium Maximum« Berlins sich vor dem Rathaus befindet. Das hat nichts mit der Größe dieses Platzes zu tun, sondern mit seiner Bedeutung, ein stadtbekanntes, beliebter Treffpunkt.

Dies alles vorzubereiten, ist Sache des Senats und seiner Verwaltung. Erst das Konzept, dann die passenden Investoren! Legt der Senat sowohl für die *historische* als auch *politische* Mitte ein attraktives Konzept vor, schafft er optimale Grundlagen für die erfolgreiche Verpachtung. Es können hier buntgemischte, vielfältig genutzte Quartiere mit reizvollen Plätzen entstehen. Dass die Stadt mit den wichtigsten Mitte-Akteuren dort für Sicherheit und Sauberkeit sorgen muss, dürfte sich bei dieser Berliner Visitenkarte von selbst verstehen. Berlins Selbstverständnis und die Stadtverbundenheit der Bevölkerung würden davon erheblich profitieren. Das wäre ein wichtiger Beitrag für die zögerlich begonnene Zeitenwende. Das luftige Marx-Engels-Forum passt an dieser Stelle nicht mehr in die Zeit!

Rolf Ludwig Schön

Mail: rolf-ludwig-schoen@gmx.de

Mord und Totschlag im Berlin der Nachkriegszeit

Von Ingo Wirth

Die Reichshauptstadt Berlin bot bei Kriegsende ein Bild der Verwüstung. Im gesamten Stadtgebiet gab es eine Unmenge zerstörter und ausgebrannter Gebäude, ganze Wohnviertel lagen in Trümmern. Die einst glanzvolle Metropole war zur Ruinenstadt geworden.¹ Riesige Schuttberge, zahllose Granat- und Bombentrichter machten Straßen, Plätze und Parks unpassierbar. Es gab kein Trinkwasser, keinen Strom und kein Gas. Jede Menge Blindgänger und Minen gefährdeten die Menschen. Überall lagen zerstörtes Kriegsgeschütz, Autowracks, umgestürzte Straßenbahnen, Pferdekadaver und noch nicht geborgene Leichen.

Einige Tage vor dem Ende der Kampfhandlungen in Berlin war im Leichenschauhaus, das im Zentrum der Stadt lag, die geordnete Tätigkeit eingestellt worden.² Seitdem wurden weder eingelieferte Leichen im Hauptbuch registriert noch Obduktionen ausgeführt. Die letzten erfassten Toten gehörten zu einer Gruppe ermordeter Häftlinge, die in der Nacht vom 22. zum 23. April 1945 am Lehrter Bahnhof von einem SS-Sonderkommando erschossen worden waren. Die getöteten Männer verblieben bis Kriegsende im Leichenschauhaus. Erst dann wurden sie auf dem angrenzenden Dorotheenstädtischen Friedhof in einem Massengrab bestattet. Heute erinnert eine Gedenktafel an diese Gegner des NS-Regimes.

¹ Gerhard Keiderling, Berlin 1945–1986. Geschichte der Hauptstadt der DDR, Berlin 1987, S. 37–42.

² Zur Geschichte des Leichenschauhauses in Berlin-Mitte vgl. Ingo Wirth, Gunther Geserick und Klaus Vendura, Das Universitätsinstitut für Rechtsmedizin der Charité 1833–2008, Lübeck 2008.



Das 1886 eröffnete Leichenschauhaus in Berlin-Mitte, Hannoversche Straße 6.
Quelle: Bildsammlung des Autors.

Die Registrierung eingelieferter Leichen wurde am 1. Juni 1945 wieder aufgenommen. Noch im selben Monat begann auch die Obduktionstätigkeit. Die erste dokumentierte gerichtliche Leichenöffnung in Berlin nach dem Ende des Krieges erfolgte am 25. Juni. Aus der Zeit bis Ende Dezember 1945 existieren 216 Obduktionsprotokolle. Bei insgesamt 720 Leicheneinlieferungen im genannten Zeitraum entspricht diese Anzahl einer Obduktionsrate von 30 %. Ein solcher Anteil ist vor dem Hintergrund der Nachkriegszeit mit den alltäglichen Problemen, den Betrieb aufrechtzuerhalten, und nicht zuletzt bei dem kriegsbedingten Personalmangel besonders bemerkenswert. Den Großteil der Untersuchungstätigkeit hat Waldemar Weimann (1893–1965) geleistet.

Die Analyse der 216 Obduktionsprotokolle ergab einen außergewöhnlich hohen Anteil von 119 Tötungsdelikten (= 55,1 %), während andererseits die geringe Anzahl von 32 Unfällen (= 14,8 %) und von 8 Suiziden (= 3,7 %) auffiel. In 23 Sterbefällen (= 10,6 %) erbrachte die Leichenöffnung eine natürliche Todesursache aufgrund einer Krankheit. Weitere 34 Fälle (= 15,7 %) blieben infolge der fortgeschrittenen Leichenveränderungen ungeklärt. Es waren nicht nur die sommerlichen Temperaturen in den ersten Nachkriegsmonaten, sondern auch die wiederholt defekte Kühlanlage im Leichenschauhaus, die zum raschen Fortschreiten der Leichenzersetzung führte.



Medizinaldirektor Dr. med. Waldemar Weimann.
Quelle: Archiv des Landesinstituts für gerichtliche und soziale Medizin Berlin. Für die Überlassung der Abbildung danke ich Herrn Dr. med. Klaus Krockner.

Die daraus resultierenden diagnostischen Schwierigkeiten bestanden auch bei einem der Tötungsdelikte. Die Tat konnte zwar durch ein Geständnis aufgeklärt werden, jedoch erbrachte die Leichenöffnung kein aussagekräftiges Ergebnis. In diesem Fall (Sekt.-Nr. 54/45) wurde die Beschuldigte im Leichenschauhaus vor Beginn der Obduktion mit ihrem Opfer konfrontiert. Dabei sagte sie: »Ich kann nicht mehr feststellen, ob es sich um die Leiche der Frau K[...] handelt. Jedoch hat der rote Vorhang, in den die Leiche eingewickelt war, vorher in meiner Wohnung gehangen.« Der Körper der Toten war »durch Maden und durch die Leichenzersetzung fast völlig skelettiert«, sodass die Todesursache ungeklärt blieb.

Seit Kriegsende stieg die monatliche Anzahl der obduzierten Opfer von Tötungsdelikten stetig an (Tab. 1). Der Zuwachs führte dazu, dass im letzten Quartal 1945 die Fallzahl der durch fremde Hand gestorbenen Personen größer als die Summe aller übrigen untersuchten Todesfälle war. Mit 33 Opfern von Mord und Totschlag wurde im November 1945 der Höchststand verzeichnet.

Tab. 1: Aufteilung der Obduktionsfälle auf die Monate (n = 216)

Monat der Obduktion	Tötungsdelikte	Übrige Todesfälle	Monatliche Gesamtzahl
Juni (ab 25. d. M.)	2	2	4
Juli	9	12	21
August	13	16	29
September	16	16	32
Oktober	21	19	40
November	33	20	53
Dezember	25	12	37

Die Altersspanne der Tatopfer reichte vom Neugeborenen bis ins Greisenalter. Weit aus am häufigsten wurden Männer und Frauen in der fünften und sechsten Lebensdekade getötet. Der ermittelte hohe Anteil von Todesopfern ohne Altersangabe (= 18,5 %) korreliert mit den verhältnismäßig vielen unbekanntem Toten, die in den zahllosen Ruinen entdeckt und von einem »Leichenbergungstrupp« in das Leichenschauhaus gebracht worden waren.

Entsprechend der relativ großen Anzahl von Tötungsdelikten fanden sich bei der Auswertung der schädigenden äußeren Einwirkung fast alle möglichen Gewaltarten (Tab. 2). Mit 53 Fällen (= 44,5 %) stehen die Schusstodesfälle an der Spitze der Häufigkeitsverteilung. Erst danach folgen die Tötungen durch stumpfe Gewalteinwirkung (Erschlagen) und scharfe Gewaltanwendung (Stiche/Schnitte) mit deutlich geringeren Fallanteilen von 14,3 % bzw. 10,9 %. Unter den Formen scharfer Gewalt zeigte sich mit fünf Tötungen durch Halsschnitt eine nennenswerte Häufung von derartigen Angriffen gegen den Hals. Bei den Begehungsweisen der Tötungsdelikte in Berlin vollzog sich in den folgenden Jahrzehnten ein Panoramawandel. Während besonders die sogenannten unblutigen Tötungsarten Erwürgen und Erdröseln deutlich zunahmen, ging das Erschießen auf einen Anteil von rund 21 % zurück.³

³ Andreas Schmelting, Gunther Geserick und Ingo Wirth, Rechtsmedizinische Obduktionen in Berlin von 1999 bis 2003, in: Archiv für Kriminologie 224 (2009), S. 158–167, zit. S. 161.

Tab. 2: Übersicht über die nicht natürlichen Todesfälle nach der Art der Gewalteinwirkung (n = 159)

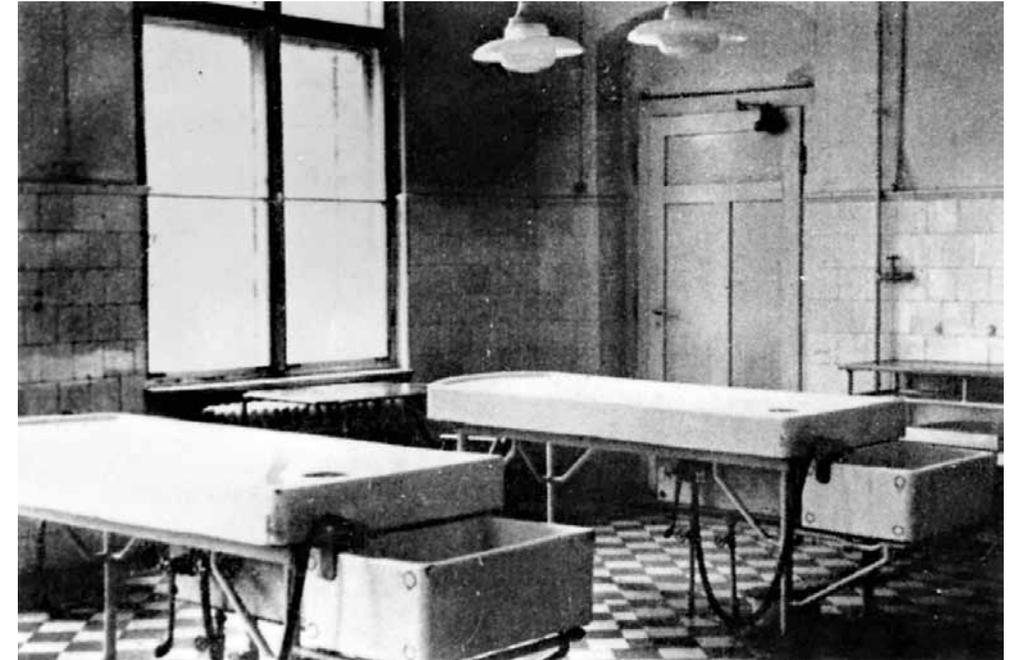
Äußere Einwirkung	Tötungen	Suizide	Unfälle
Erschießen	53	1	–
Stumpfe Gewalt	17	–	6
Scharfe Gewalt	13	1	–
Hiebe	9	–	–
Erwürgen	5	–	–
Erdrosseln	3	–	–
Erhängen	–	2	–
Ersticken	2	–	–
Ertrinken	–	–	2
Verbrennung	–	–	1
Verhungern	1	–	7
Kombinierte Gewalt	15	1	–
Vergiftung	–	3	16
Ungeklärt	1	–	–
Gesamt	119	8	32

Das Vorherrschen der Tötungsdelikte unter Verwendung einer Schusswaffe in der frühen Nachkriegszeit lässt sich durch die damals herrschenden Verhältnisse erklären, denn als Hinterlassenschaft des Krieges waren Waffen und Munition überall im Stadtgebiet zu finden. Jeder, der es wollte, konnte sich ohne große Mühe eine einsatzbereite Schusswaffe beschaffen. Auffällig ist aber nicht nur der übermäßig häufige Gebrauch der Schusswaffe bei Tötungsdelikten, sondern auch die Begehungsweise mancher dieser Taten. Die Leichenöffnungen erbrachten einige bemerkenswerte Verletzungsbilder durch Erschießen. Bei elf Opfern konnten Einschüsse in mehreren Körperregionen festgestellt werden. Die meisten Verletzungen hatte ein Mann erlitten, der mit sechs Schüssen getötet worden war. Gleichfalls ungewöhnlich sind die fünf Taten, bei denen der Einschuss im Gesicht lag. Schließlich hatte in drei Fällen ein Genickschuss nach Art einer Hinrichtung zum Tod geführt.

Unter den 15 Taten (= 12,6 %) mit Anwendung verschiedenartiger Gewalt waren die Kombinationen stumpfe Gewalt und Halskompression (fünf Fälle) sowie stumpfe und scharfe Gewalteinwirkung (vier Fälle) am häufigsten. Ein Tötungsdelikt wurde mit besonderer Tatintensität begangen. Dazu heißt es im zugehörigen Leichenprotokoll Nr. 17/45: »Dieser Mann hat 9 Stiche in die Brust, von denen 6 in die linke Lunge eingedrungen sind, außerdem eine Schussverletzung im Gesicht und stumpfe Verletzungen am Schädel erlitten. Außerdem ist er offenbar durch Würgen gewaltsam erstickt worden.«

Das heute kaum noch vorstellbare Ausmaß der Gewaltkriminalität in der frühen Nachkriegszeit stellte die Berliner Ermittlungsbehörden vor beinahe unlösbare Aufgaben. Gerade erst war mit dem Neuaufbau der Polizei begonnen worden. Unter Rückgriff auf die rechtlichen und organisatorischen Verhältnisse vor 1933 wurde neben der Schutz- und Verwaltungspolizei auch die Kriminalpolizei neu geschaffen.⁴ Die bei jedem der 20 bezirklichen Polizeiinspektionen angesiedel-

4 Klaus Dettmer, Entwicklung und Aufbau der Kriminalpolizei in Berlin, in: Berliner Kriminalpolizei von 1945 bis zur Gegenwart, hrsg. vom Förderkreis Polizeihistorische Sammlung Berlin e. V., Berlin 2005, S. 25–38.



Obduktionssaal im Leichenschauhaus in Berlin-Mitte. Quelle: Bildsammlung des Autors.

ten Kriminalkommissariate unterstanden direkt der Kriminaldirektion beim Polizeipräsidenten. Im Präsidium wurden zusätzlich acht zentrale Kriminalinspektionen eingerichtet, von denen die Inspektion M I für die Morduntersuchung zuständig war.

Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte man in Berlin damit begonnen, im Polizeiapparat verbindliche organisatorische Voraussetzungen für die kriminalistische Untersuchung von Gewaltverbrechen zu schaffen.⁵ Erstmals war in der Hauptstadt am 25. August 1902 eine Mordkommission in Dienst gestellt worden. Seither konnten bei der Aufklärung von Tötungsdelikten beachtliche Erfolge erzielt werden. Daran war Kriminalkommissar Ernst Gennat (1880–1939) vielfach persönlich beteiligt. Mit zahlreichen aufsehenerregenden Ermittlungserfolgen begründete er seinen legendären Ruf.⁶ Zum 1. Januar 1926 übernahm er die Leitung der neu eingerichteten »Mordinspektion« (M I), die er bis zu seinem Tod behielt. Er erwarb nicht nur bei Fachleuten im In- und Ausland großes Ansehen, sondern wurde auch in weiten Kreisen der Bevölkerung bekannt. Der populäre Berliner Mordermittler war das Vorbild für den Kriminalkommissar Karl Lohmann in dem Film »M – Eine Stadt sucht einen Mörder«. Die Erinnerung an Gennat wird bis heute in der Polizeihistorischen Sammlung im Polizeipräsidium Berlin bewahrt.

In der frühen Nachkriegszeit waren durch die Reorganisation der Kriminalpolizei die zahlreichen Probleme noch lange nicht überwunden. Wesentlich schwieriger gestaltete es sich, geeignetes Personal zu finden. So kamen zahlreiche Bewerber ohne Vorkenntnisse zur Kriminalpolizei. Daraus ergab sich der dringende Bedarf, die neu eingestellten Mitarbeiter zu schulen. Doch erst

5 Martin Niemann, Die Geschichte der Berliner Mordinspektion – von gestern bis heute, in: 75 Jahre Mordinspektion in Berlin 1926–2001, Hrsg. Der Polizeipräsident in Berlin, Berlin 2001, S. 21–58.

6 Ingo Wirth und Hansjürg Strauch, Ernst Gennat (1880–1939) und die moderne Kriminalistik. Der legendäre »Kommissar vom Alexanderplatz«, in: Kriminalistik 53 (1999), S. 525–531.

seit 1946 wurden Kriminalbeamte in zweimonatigen Lehrgängen an der Berliner Polizeischule ausgebildet.⁷

Nach dem Kriegsende fehlte es praktisch an allem, was für die Polizeiarbeit benötigt wurde.⁸ Anfänglich gab es weder persönliche Ausrüstungsgegenstände wie Kripomärke, Handschellen und Schusswaffe noch Kraftfahrzeuge. Als später einige Pistolen in die Dienststellen geliefert wurden, musste eine Waffe vor einem gefährlichen Einsatz beantragt und nach Erledigung des Auftrags wieder abgegeben werden. Die Arbeitsbedingungen in den Büros waren katastrophal. Es fehlten Schreibmaschinen, Papier und Vordrucke. Besonders schlimm war es im Winter. In den Büros standen zwar eiserne Öfen, aber es mangelte an Brennmaterial. Schließlich darf die prekäre Versorgungslage bei Lebensmitteln nicht vergessen werden.

All diese Widrigkeiten muss man sich vor Augen führen, wenn es um die Tötungsstraftaten in der ersten Zeit nach Kriegsende geht. Es wurde zwar seit August 1945 eine polizeiliche Statistik der angezeigten Morde geführt, jedoch sind das naturgemäß nur die bekannt gewordenen Delikte. Die lange Zeit geltende Schätzung aller begangenen Tötungsdelikte in einem Verhältnis von einer entdeckten zu drei bis sechs unentdeckt gebliebenen Taten⁹ dürfte für 1945 eher zu niedrig angesetzt sein, denn in der unmittelbaren Nachkriegszeit schränkten mehrere schwerwiegende Gründe die Aufdeckung von Tötungsverbrechen ein. Es waren die vielfältigen Verbergungsmöglichkeiten für Tötungsoffer in der Ruinenstadt (»Morden im Trümmerfeld«), eine unübersehbare Anzahl von vermissten Personen, unter denen sich zweifellos auch Tötungsoffer befanden, sowie die unkontrollierte Personenbewegung zwischen den vier Besatzungszonen der Stadt.

Für die seinerzeit herrschenden Probleme bei der Aufklärung von Tötungsdelikten ist ein Doppelmord um den Jahreswechsel 1949/50 bezeichnend, bei dem die zerstückelten Opfer über mehrere Orte in zwei Besatzungszonen verteilt worden waren. Zu Beginn des Monats Dezember wurden nahe dem Nordbahnhof im sowjetischen Sektor mehrere Gliedmaßen aufgefunden. Wenige Tage später entdeckten Schrottdiebe statt des erhofften Diebesgutes in Kellerräumen eines zerstörten Hauses hinter dem Bahnhof Zoo im britischen Sektor den Rumpf eines Mannes. Knapp eine Woche danach fand die Polizei auf einem Ruinengrundstück in der Chausseestraße, wiederum im Sowjetsektor, den Kopf und weitere Gliedmaßen eines Mannes. Entsprechend den Fundorten wurden die Leichenteile aus dem sowjetischen Sektor im Leichenschauhaus in der Hannoverschen Straße und der Rumpf aus dem britischen Sektor im Pathologischen Institut des Krankenhauses Moabit obduziert. Die Identität des zerstückelten Mannes blieb zunächst ungeklärt. Kurz nach dem Jahreswechsel entdeckten spielende Kinder in einer Ruine auf einem Grundstück unweit des Alexanderplatzes mehrere Teile eines menschlichen Körpers. Wie sich bei der Obduktion im Leichenschauhaus erwies, waren alle Körperteile der getöteten Frau vorhanden. Schon vor dem Auffinden der zerstückelten Leiche war bei der Ostberliner Polizei eine Frau von ihrem Mann als vermisst gemeldet worden. Der Ehemann gab an, dass seine Frau als Verkäuferin in einem Büromaschinengeschäft eine bestellte Schreibmaschine ausliefern sollte. Die Kundin hieß Elisabeth Kusian, wohnhaft in der Kantstraße im britischen Sektor. Durch diese Vermisstenanzeige in Mordverdacht geraten, wurde die 36-jährige Krankenschwester zur Vernehmung in das Ostberliner Polizeipräsidium in der Neuen Königstraße vorgeladen. Bei ihren Aussagen verwickelte sich die Tatverdächtige immer mehr in Widersprüche und wurde schließlich festgenommen. Bei der anschließenden Durchsuchung ihrer Wohnung sicherten die Kriminalisten

7 Dettmer, Entwicklung, S. 34.

8 Eberhard Bergmann, Über die Anfänge der Kriminalpolizei, in: Berliner Polizei. Von 1945 bis zur Gegenwart, hrsg. von der v.-Hinckeldey-Stiftung, Berlin 1998, S. 45–49.

9 Bernd Wehner, Die Latenz der Straftaten (Die nicht entdeckte Kriminalität), in: Schriftenreihe des Bundeskriminalamtes, Bd. 7 (1957), S. 87–90.

zahlreiche Beweisstücke. Nach viertägigen Vernehmungen brach die Beschuldigte unter der erdrückenden Beweislast zusammen und legte ein Geständnis ab. Dadurch wurde auch bekannt, um wen es sich bei der unbekanntenen männlichen Leiche handelte. Die Beschuldigte räumte ein, ihre beiden Opfer erdrosselt, zerstückelt und die Leichenteile in verschiedene Ruinengrundstücke verbracht zu haben. Beide Taten waren Raubmorde.¹⁰

Aufseiten der Polizei wirkten sich bei kriminalpolizeilichen Ermittlungen zwangsläufig die mangelnden Fachkenntnisse und Berufserfahrungen der Neulinge nachteilig aus. Nicht minder problematisch war die unzureichende Zusammenarbeit der Polizeien der verschiedenen Besatzungszonen. Der jahrelang gesuchte Serientäter Willi Kimmritz konnte sich durch die Teilung Berlins immer wieder der Festnahme entziehen. Die Fahndung nach ihm ging unter dem Decknamen »Aktion Roland« in die Kriminalgeschichte ein.¹¹ Seine nicht enden wollende Serie schwerer Gewalt- und Sexualverbrechen in den Jahren 1946 bis 1948 vermittelt zugleich einen Eindruck von den Lebensbedingungen in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Kimmritz verübte seine Straftaten vor allem im Berliner Umland und in den Wäldern Brandenburgs. Dabei nutzte er die wirtschaftliche Notlage von Frauen aus, denen er auf sogenannten Hamstertouren seine Hilfe anbot. Er lockte seine Opfer in den Wald, wo er die Frauen vergewaltigte und beraubte, vier von ihnen tötete er. Dann nahm er die Schlüssel seiner Opfer an sich, um anschließend deren Wohnungen zu plündern und die entwendeten Gegenstände auf dem Schwarzmarkt zu verkaufen. Nach seiner Festnahme am 11. September 1948 gestand er die Tötung der vier Frauen, außerdem 23 Vergewaltigungen und noch mehr Eigentumsdelikte. Vor dem Schwurgericht in Potsdam angeklagt, erhielt Kimmritz nach eintägiger Verhandlung die Todesstrafe. Das Urteil wurde am 26. Juli 1950 in der Untersuchungshaftanstalt Frankfurt (Oder) durch Enthaupten vollstreckt. In Anlehnung an den Fall Kimmritz entstand 1972 der DEFA-Kriminalfilm »Leichensache Zernik«.

Eine weitere Ursache dafür, dass manche Tötungsdelikte unentdeckt blieben und folglich die Täter nie zur Verantwortung gezogen wurden, ist die mangelnde Qualität der ärztlichen Leichenschau. Es darf als sicher gelten, dass die Untersuchung Verstorbener in den Wirren der Nachkriegszeit nicht immer den Anforderungen entsprach. Allerdings haben die diagnostischen Möglichkeiten dort ihre Grenzen, wo eine fortgeschrittene Leichenzersetzung oder eine andersartige hochgradige Zerstörung des Körpers die Befunderhebung einschränkt oder sogar unmöglich macht. Diese objektiv bedingten Schwierigkeiten wirken sich gleichermaßen auf die Aussagekraft der Leichenöffnung aus. Deshalb sind im analysierten Obduktionsgut hauptsächlich unter den 34 ungeklärten Todesfällen spurearme Tötungsdelikte und verschleierte Taten zu vermuten.

Weimann schilderte 1957 in einem Vortrag seine gerichtsärztlichen Erfahrungen aus der Nachkriegszeit in Berlin. In dem Bericht wird deutlich, dass dubiose Todesfälle beinahe alltäglich waren: »Das Leichenmaterial, vor allem aufgrund verschleierter Tatbestände, war damals qualitativ und quantitativ ungewöhnlich, nicht nur das ungeheure Anwachsen der Tötungsdelikte verschiedenster Art und Suicide, sondern auch der natürlichen Todesfälle und insbesondere der »Grenzfälle«, bei denen unklar war, ob es sich um Verbrechen, Selbstmord, Unglücksfall oder natürlichen Tod handelte.«¹² Während sich das Vorherrschen von phänomenologisch ungewöhnlichen Tötungsdelikten im Obduktionsgut des Jahres 1945 bei der Auswertung bestätigt hat, sind die verzeichneten Suizide kaum relevant. Die Vermutung liegt nahe, dass bei offensichtlichen Selbsttötungen vor allem wegen der geringen Obduktionskapazität auf eine Leichenöffnung verzichtet wurde.

10 Gunther Geserick, Klaus Vendura und Ingo Wirth, Zeitzeuge Tod. Spektakuläre Fälle der Berliner Gerichtsmedizin, Leipzig 2001, S. 74–85.

11 Wolfgang Mittmann, Aktion Roland. Jagd auf einen Frauenmörder, Berlin 1999.

12 Waldemar Weimann, Der Gerichtsmediziner am Tatort, in: Das kriminalpolizeiliche Ermittlungsverfahren, Hrsg. Bundeskriminalamt Wiesbaden, Wiesbaden 1957, S. 149–159.

Maßgebliche Ursachen für das noch nie da gewesene Ansteigen und die zeittypischen Erscheinungsformen der Tötungskriminalität waren der Krieg und seine Auswirkungen »mit der wirtschaftlichen Katastrophe der Nachkriegsjahre.«¹³ Die außergewöhnlich große Anzahl von Tötungsstraftaten wird selbst an der Obduktionsstatistik des Jahres 1945 deutlich, obwohl es sich dabei zweifellos um ein selektives Untersuchungsgut handelt. Vergleicht man die monatlichen Zahlen der Obduktionsfälle mit der polizeilichen Anzeigenstatistik (Tab. 3), dann zeigt sich die ganze Dimension der bekannt gewordenen Mordkriminalität im Berlin der ersten beiden Nachkriegsjahre. Wie übergroß das Ausmaß der vorsätzlichen Tötungsstraftaten in dieser Zeit war, macht ein Vergleich mit den Zahlen der Jahre vor 1933 deutlich (Tab. 4). Bereits 1946 zeichnete sich jedoch ein Rückgang der registrierten Tötungskriminalität ab, der sich im Folgejahr fortsetzte. Die polizeiliche Statistik verzeichnete 1947 noch 155 Mord- und Totschlagsfälle in Berlin.¹⁴

Tab. 3: Morde in Berlin nach der polizeilichen Anzeigenstatistik (aus Bader, 1949, S. 23)

Monat	1945	1946
Januar		34
Februar		51
März		41
April		35
Mai		26
Juni		24
Juli		14
August	79	11
September	68	17
Oktober	52	15
November	56	21
Dezember	41	22
Gesamt	296	311

Tab. 4: Vorsätzliche Tötungsstraftaten in Groß-Berlin nach der kriminalpolizeilichen Statistik (aus Gennat, 1936, S. 193)¹⁵

Jahr	Mord	Totschlag	Gesamt
1926	38	19	57
1927	38	15	53
1928	40	10	50
1929	32	12	44
1930	45	15	60
1931	54	12	66
1932	40	9	49

Von den 119 ausgewerteten Tötungsdelikten des Jahres 1945 war knapp die Hälfte mit Schusswaffen begangen worden. Folglich gehörte es nach der Neuaufstellung der Berliner Polizei zu den ersten Maßnahmen, der Gefahr eines unerlaubten Waffenbesitzes entgegenzuwirken. Am 22. Mai 1945 wurde ein umfangreiches Programm »zur Sicherung einer einheitlichen Aufgabenstellung und Organisation der polizeilichen Arbeit« bekannt gegeben. Unter Punkt 15 hieß es: »Jeglicher Besitz von Schusswaffen und blanken Waffen ist verboten.«¹⁵ Sicherlich war es weniger dieses

13 Axel Römer, Die vorsätzlichen Tötungsverbrechen im Strafrecht der Deutschen Demokratischen Republik, Jur. Diss. Halle 1957, S. 406–409.

14 Karl S. Bader, Soziologie der deutschen Nachkriegskriminalität, Tübingen 1949, S. 21–36. Zur Tötungskriminalität in den Folgejahren bis 1953 vgl. Josef Heindl, Mord und Totschlag in der Nachkriegskriminalität des Landgerichtsbezirks Berlin, Jur. Diss. FU Berlin 1956, S. 12–52.

15 Zit. n. Heinz Schlehner, Heinrich Jendro und Gerda Groch, Zeittafel zur Geschichte der Volkspolizei Berlin 1945–1961, Hrsg. Präsidium der Volkspolizei Berlin, Berlin 1985, S. 8–18.

Verbot als vielmehr die Beseitigung der materiellen und ideellen Hinterlassenschaften des Krieges, die langfristig zu einem drastischen Rückgang der Tötungsstraftaten sowohl im Ostteil¹⁶ als auch im Westteil¹⁷ von Berlin geführt haben. Im wiedervereinigten Berlin betrug der Anteil der Tötungsdelikte unter den obduzierten Todesfällen um die Jahrtausendwende nur noch 2,3 %, im Jahr 1945 waren es 55,1 %.

Die verbreitete Tötungskriminalität war in den Nachkriegsjahren nicht nur für die Bürger eine Bedrohung, sondern speziell für die Angehörigen der Berliner Polizei. Im ausgewerteten Obduktionsgut fanden sich zwei Tötungsdelikte an Polizeibeamten durch Erschießen. Ein 25-jähriger Polizeianwärter wurde beim Versuch der Festnahme eines Straftäters durch einen Kopfschuss getötet. Das Verbrechen an einem 37 Jahre alt gewordenen Schutzpolizeibeamten konnte nicht aufgeklärt werden. Er war mit einem Brustdurchschuss tot auf einer Straße in der Berliner Innenstadt aufgefunden worden. Diese zwei Opfer gehören zu den 35 Polizeibeamten, die von Kriegsende bis zur Spaltung der Berliner Polizei 1948 im Dienst getötet wurden.¹⁹

In Anbetracht der wirtschaftlichen Not in der Nachkriegszeit stellten die Raubüberfälle einen besonderen Kriminalitätsschwerpunkt dar. Übertragen auf die Tötungsdelikte lässt sich davon ableiten, dass die materiell motivierten Morde vorherrschten. Karl S. Bader fasste 1949 die Situation treffend in die Worte: »Der Raubmord ist der Mord der Nachkriegszeit schlechthin.« Weitere zeittypische Erscheinungsformen der Tötungskriminalität waren Morde durch bewaffnete Banden, die Verübung besonders grausamer Tötungen, das häufige Begehen von Mehrfachtötungen, die Assoziation von Vergewaltigung und Tötungshandlung, die hohen Beteiligungsziffern jugendlicher Täter und nicht zuletzt der bereits betrachtete, als besonders groß anzunehmende Anteil unentdeckter Tötungsdelikte. Das Resümee von Bader lautete: »Vor allem in den Großstädten nahm der Mord Umfang und Formen an, die eine ernstliche Bedrohung des sozialen Körpers bedeuten.«²⁰

Im Nachkriegsberlin verübte die Gladow-Bande zahlreiche Straftaten bis zum Mord und wurde zum Paradebeispiel für die zeittypische Gewaltkriminalität.²¹ Der Bandenchef Werner Gladow begann 1946 als Fünfzehnjähriger seine kriminelle Karriere mit kleinen Diebstählen und Betrügereien. Nach Verbüßung einer kurzen Jugendstrafe ging er Anfang 1948 zielstrebig daran, seinen Jugendtraum zu verwirklichen: Gladow wollte der Al Capone von Berlin werden. Im Laufe der Zeit rekrutierte er eine Bande, deren harter Kern aus zehn jungen Männern bestand. Bis Ende 1949 begingen die Bandenmitglieder rund 130 schwere und schwerste Verbrechen, darunter zwei Morde, 15 Mordversuche, 19 schwere Raubüberfälle und zehn besonders schwere Diebstähle. Obwohl Gladow bereits am 3. Juni 1949 in der elterlichen Wohnung nach einem Schusswechsel mit der Polizei festgenommen werden konnte, verübten einige Bandenmitglieder noch Monate lang weiter ihre dreisten Taten. Im Frühjahr 1950 folgte der größte Berliner Nachkriegsprozess, der am 8. April 1950 mit der Todesstrafe für Gladow und die Mitangeklagten Gerhard Rogasch und Kurt Gäbler endete. Das Todesurteil gegen diese drei Bandenmitglieder erging wegen ihrer gemeinschaftlich begangenen Ermordung eines Kraftfahrers, um in den Besitz seines PKW zu kommen. Ein weiterer Angeklagter wurde zu einer lebenslänglichen Zuchthausstrafe verurteilt; die anderen Bandenmitglieder erhielten Haftstrafen zwischen fünf und fünfzehn Jahren. Die Vollstreckung der

16 Ingo Wirth und Remo Kroll, Morduntersuchung in der DDR, Berlin 2014, S. 17–51.

17 Karl Flohr, Tötungsdelikte von 1926 bis zum Ende der 90er Jahre, in: 75 Jahre Mordinspektion in Berlin 1926–2001, Hrsg. Der Polizeipräsident in Berlin, Berlin 2001, S. 115–116.

18 Schmeling et al., Obduktionen, S. 159 f.

19 Michael Stricker, Im Dienst getötete Kriminalpolizisten in Berlin seit 1918, in: 1811–2011. 200 Jahre Kriminalpolizei Berlin, Hrsg. Der Polizeipräsident in Berlin, 2. Aufl., Berlin 2011, S. 13–17.

20 Bader, Soziologie, S. 23.

21 Carl-Peter Steinmann, Tatort Berlin. Erlesene Kriminalfälle, Berlin 1997, S. 101–111.

drei Todesurteile erfolgte am 10. November 1950 in Frankfurt (Oder) mit dem Fallbeil.

Bei der Altersverteilung der Obduktionsfälle des Jahres 1945 drängt sich der Verdacht auf, dass die Opfer im mittleren und höheren Lebensalter vor allem deshalb überwogen, weil die ausgewerteten Taten mehrheitlich materiell motivierte Tötungen waren. Die vom Polizeipräsidium Berlin registrierten Morde in den Jahren 1946 und 1947 bestätigen zumindest das Überwiegen dieser Fallgruppe, die im genannten Zeitraum mehr als zwei Drittel der gesamten Tötungskriminalität ausmachte (Tab. 5). Trotz der schwierigen Verhältnisse in den ersten Nachkriegsjahren und speziell der oft fehlenden Täter-Opfer-Beziehung bei Raubmorden konnte 1946 und 1947 jede zweite dieser Taten aufgeklärt werden.

Tab. 5: Vom Polizeipräsidium Berlin registrierte Morde der Jahre 1946 und 1947 (modifiziert nach Bader, 1949, S. 25)

	Morde	davon Raubmorde	Anteil (%)
1946	311	226	72,7
1947	148	114	77,0

In seiner sozialkritischen Studie von 1949 schrieb Bader: »Unsere Nachkriegszeit übertrifft die erste jedoch gerade bei der Tötungskriminalität so weitgehend, daß ein Vergleich nur mit allen Vorbehalten möglich ist.«²² Niemals zuvor hatten die Einwohner Berlins einen so gewaltigen Bombenkrieg mit Zehntausenden Opfern und in der Endphase des Krieges bei den Straßenkämpfen ein Massensterben erleben müssen. Ein solcher Alltag konnte bei den Menschen nicht ohne Auswirkungen bleiben, zu denen auch die »Primitivierung und Verrohung der Tötungsarten«²³ zu zählen sind. So wie die Anwendung der Schusswaffe als typisch für die Begehung von Mord und Totschlag nach dem Kriegsende anzusehen ist, kann motivational der Raubmord als das typische Tötungsdelikt der frühen Nachkriegszeit gelten. Das erschreckende Ausmaß und die besondere Gefährlichkeit der Tötungskriminalität in den ersten Jahren nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs gehören ebenso zu dessen Folgen wie die Verwüstung der Stadt und die Not ihrer Bevölkerung.

*Professor Dr. med. Dr. phil. Ingo Wirth
Mail: ingo.wirth@hpolbb.de*

²² Bader, Soziologie, S. 23.

²³ Helga Maaßen und Lothar Welzel, Erscheinungsbild, Ursachen- und Vorbeugungsaspekte der Tötungsverbrechen in der DDR, Jur. Diss. Leipzig 1969, S. 13–15.

Papier ist geduldig

Die späte Rückkehr von Christian Friedrich Bellermanns
»Die St. Paulsgemein[d]e vor Berlin« (1836) in die Vereinsbibliothek

Von Jonas Hartmann und Sigrid Schulze

Die Bellermannstraße im Berliner Ortsteil Gesundbrunnen ist eine breite, schnurgerade Straße zwischen der Prinzenallee und der Swinemünder Brücke. Im Vergleich zur benachbarten Badstraße geht es hier ruhig zu – vor einigen Mietshäusern liegen kleine, eingezäunte Vorgärten. Inmitten der Häuserzeile erhebt sich die 1906 bis 1908 erbaute katholische St.-Petrus-Kirche, deren Giebel leicht über die übrige Häuserfront hinausragt. Christian Friedrich Bellermann (1793–1863) aber,

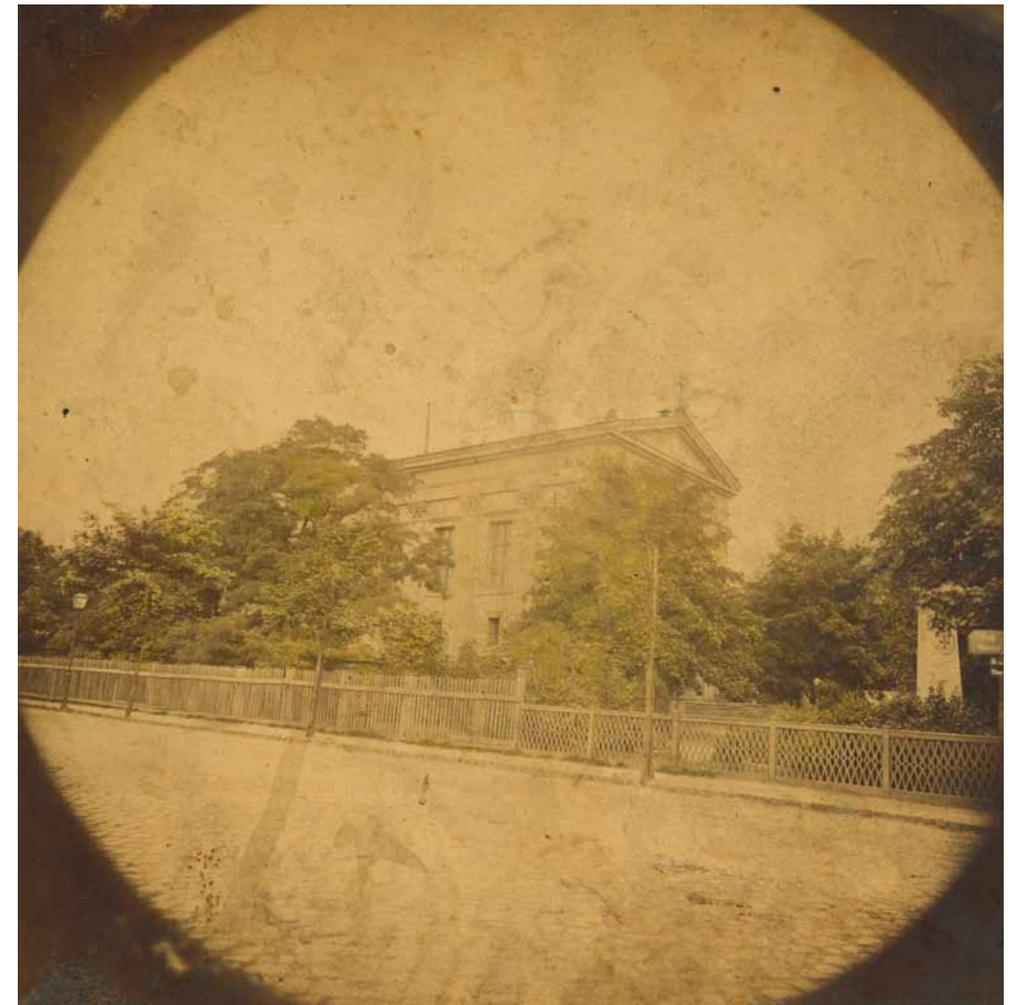


Abb. 1: Kirche St. Paul, Berlin, o. J. [zwischen 1871 und 1889], Fotograf unbekannt, Albumpapier (koloriert) auf Karton, 21,3 x 22,3 cm. Mitte Museum, Schenkung: Wilhelm Schuh 1955

nach dem der »Prinzenallee-Weg« 1865 benannt wurde¹, war Pfarrer der 1832 bis 1834 an der Ecke Pankstraße und Badstraße errichteten protestantischen St.-Pauls-Kirche (Abb. 1). Über diese Kirche und ihre Gemeinde verfasste er drei Schriften, die 1836, 1838 und 1849 erschienen. Ein Exemplar mit den ersten beiden dieser heute raren Bände befand sich in der Bibliothek des Vereins für die Geschichte Berlins, doch war es 1954 in den Bestand des Heimatarchivs Wedding gelangt. Das Mitte Museum gab das Buch nun an die Vereinsbibliothek zurück.

St. Paul, die erste Kirche auf dem Gesundbrunnen, war als Anlaufstelle für die lokale Bevölkerung ein sozialpolitisches Instrument: Gemeindeförderung und protestantische Frömmigkeit sollten aufkommende Konflikte befrieden. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wuchs die Bevölkerung am Stadtrand Berlins, ohne dass sich bereits eine städtische Infrastruktur entwickelt hätte. Die Folge waren soziale Notlagen, die die Machtverhältnisse destabilisieren konnten. König Friedrich Wilhelm III. gab in den 1830er Jahren daher den Bau von vier sogenannten Vorstadtkirchen in Auftrag. Dazu gehörten die Elisabethkirche in der Invalidenstraße, die Nazarethkirche am heutigen Leopoldplatz, die Johanniskirche in Moabit und die St.-Pauls-Kirche, welche jeweils von 1832 bis 1835 entstanden.² Die klassizistischen Bauten wurden vom König persönlich finanziert und folgten dem Stilprogramm des Architekten und königlichen Oberbaudirektors Karl Friedrich Schinkel. Die St.-Pauls-Kirche, deren Gestalt an einen antiken Tempel erinnert, erhielt ihren Turm erst 1890. Vor der Fertigstellung von St. Paul gehörten die Anwohner zur Gemeinde der Sophienkirche in der Großen Hamburger Straße, vor 1809 zur Kirche des Dorfes Reinickendorf. Seit 1827 hielten Geistliche der Sophienkirche in der neuen Schule in der Schulstraße die ersten Gottesdienste auf dem Wedding ab.³ Die neue Gemeinde St. Paul umfasste mit dem Gesundbrunnen, einem Teil vom Wedding und der sogenannten Kolonie hinter dem Gesundbrunnen zunächst zwölf Straßen mit »beinahe 1 200 Seelen [...], 107 nummerierten Häusern und ihren dazugehörigen ungezählten Nebengebäuden«.⁴

Eine Erfurter Familie prägt Berlin

Christian Friedrich Belleremann wurde 1835 der erste Pfarrer der neuen Kirche auf dem Gesundbrunnen (Abb. 2). Sein Vater Johann Joachim Belleremann, Professor für orientalische Sprachen an der Universität in Erfurt, war seit 1804 Direktor des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin, das auch Christian Friedrich bis 1812 besuchte.⁵ Nach der Gymnasialzeit nahm er im Lützowschen Freikorps am Kampf gegen die napoleonische Besatzung teil, wie auch 193 seiner

1 Die Umbenennung erfolgte am 9.2.1865 (vgl. Heidrun Joop: Berliner Straßen. Beispiel: Wedding, Berlin 1987, S. 97).

2 vgl. Helga Nora Franz-Duhme; Ursula Röper-Vogt: Schinkels Vorstadtkirchen. Kirchenbau und Gemeindegründung unter Friedrich Wilhelm III. in Berlin, Berlin 1991.

3 Als Seelsorger wirkte in dem Gebiet seit 1832 Ludwig Seidig (1800–1866), zu dieser Zeit Pfarrer am Invalidenhaus (vgl. Geschichte der St. Pauls-Gemeinde zu Berlin N. Zum 100-jährigen Bestehen der Gemeinde am 12. Juli 1935, Berlin 1935, S. 8).

4 Belleremann 1836, S.7, 19.

5 Über Johann Joachim Belleremann vgl. »Belleremann, Johann Joachim«, in: Allgemeine Deutsche Biographie 2 (1875), S. 307–310 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd116114673.html#adbcontent> (zuletzt eingesehen am 5.8.2023). – Ab 1816 war er zudem außerordentlicher Professor der Theologie an der Berliner Universität, seit 1818 Konsistorialrat. Die von ihm geförderte Einführung des Gesangsunterrichts am Grauen Kloster gab wichtige Impulse für die Entwicklung der Schulmusik in Norddeutschland; vgl. Dieter Siebenkäs und Dietrich Sasse: Belleremann, in: MGG Online, hrsg. von Laurenz Lütteken, New York, Kassel, Stuttgart (1999) 2016ff., <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/19212> (zuletzt eingesehen am 5.8.2023).

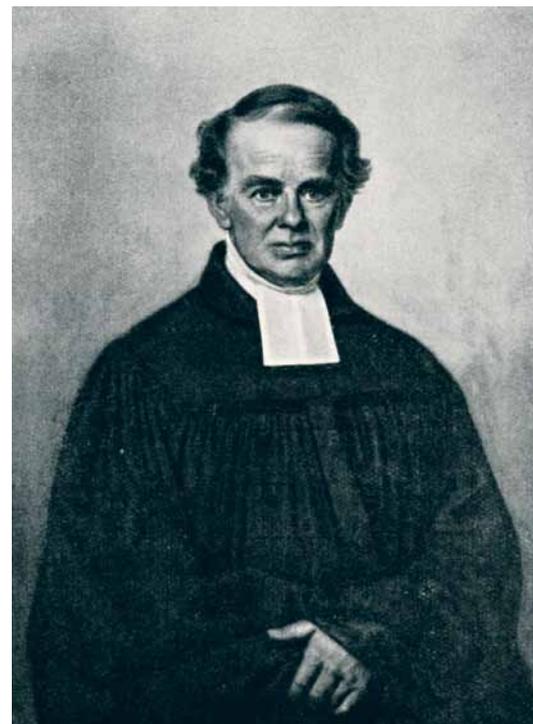


Abb. 2: Das Porträt von Christian Friedrich Belleremann in der Kirche St. Paul, aus: Geschichte der St. Pauls-Gemeinde zu Berlin N. Zum 100-jährigen Bestehen der Gemeinde am 12. Juli 1935, Berlin 1935. Die Gemeinde gab das vermutlich postum entstandene Gemälde in Auftrag (Künstler unbekannt, Kriegsverlust)

Mitschüler – darunter sein Bruder Johann Friedrich Belleremann.⁶ Von 1814 an studierte Christian Friedrich Belleremann in Göttingen und Berlin Theologie. Von April 1818 bis Herbst 1825 war er Prediger an der deutschen evangelischen Gemeinde in Lissabon und von 1827 bis 1835 an der Königlich-Preussischen Gesandtschaft in Neapel. Seine in Südeuropa betriebenen Forschungen auf den Gebieten der Kulturgeschichte und frühchristlichen Archäologie veröffentlichte er seit 1839 in zahlreichen Schriften.⁷ Belleremann kehrte im Alter

von 43 Jahren nach Berlin zurück und übernahm die neue St.-Pauls-Gemeinde »vor Berlin«. Nicht zuletzt durch seine guten Beziehungen zum Hof, zu Vertretern der Kirche und anderen einflussreichen Persönlichkeiten der Berliner Gesellschaft gelang es ihm, trotz prekärer Ausgangslage, ein vitales Gemeindeleben aufzubauen. Nach seiner Pensionierung 1858 zog Belleremann nach Bonn, wo seine Tochter Christine mit ihrem Ehemann, dem Anatom Max Sigismund Schultze, lebte. Belleremann starb dort am 24. März 1863.

Eine frühe historiografische Schrift über den Wedding

Bereits ein Jahr nach Antritt der Pfarrstelle auf dem Gesundbrunnen veröffentlichte Belleremann eine erste Schrift über seine neue Gemeinde, die anlässlich der ersten Jahresfeier der Weihe der Kirche im Sommer 1836 erschien.⁸ Der Autor ließ sie im Selbstverlag in der Berliner Druckerei

6 Johann Friedrich Belleremann (1795–1874) war zuerst als Hilfslehrer, dann als Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin tätig und wurde 1847 dessen Direktor; 1867 trat er in den Ruhestand (Belleremann, in: Meyers Konversationslexikon, Leipzig und Wien 1892, S. 667). Sein Sohn Gustav Christian Friedrich Belleremann (1838–1918), und damit der Neffe des Pastors, war ebenfalls Schüler des Gymnasiums zum Grauen Kloster und wurde 1865 Oberlehrer am Königstädtischen Realgymnasium in Berlin.

7 Vgl. dazu »Belleremann, Christian Friedrich« in: Allgemeine Deutsche Biographie 2 (1875), S. 306–307 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd116114630.html#adbcontent> (zuletzt eingesehen am 5.8.2023).

8 Christian Friedrich Belleremann: Die St. Paulsgemeinde [sic] vor Berlin. Kurze Geschichte und Beschreibung derselben und ihres Grundes und Bodens, bei Gelegenheit der ersten Jahresfeier ihrer Kirchweih am 17. Julius 1836; Nebst einer lithogr. Abbildung der St. Pauls-Kirche, Berlin 1836.



Abb. 3: Frontispiz und Titelblatt von Christian Friedrich Bellermann, Die St. Paulsgemeine vor Berlin, Berlin 1836. Verein für die Geschichte Berlins

Julius Sittenfeld drucken. Zwei weitere Berichte über das Gemeindeleben folgten 1838 und 1849.⁹ Der Autor sprach mit seinen Texten sowohl die Gemeindemitglieder als auch ein geschichtlich interessiertes Publikum an. Ihm ging es zum einen darum, Identität zu stiften – mit der Zugehörigkeit zur Region wie auch zur Religion. Zum anderen ging es ihm um Quellensicherung: »Und da man nach dem längeren Bestehen einer Kirche und Gemeine [sic] oft zu spät sich bemühet, bis auf die Gründung derselben mit forschenden Blicken zurückzugehen, und sich ihre Geschichte zusammensetzen, so können diese Blätter [...] vielleicht auch später [...] als Grundlage zu einer Geschichte dieser Gemeine [sic] und Kirche von Nutzen sein.«¹⁰ Tatsächlich wurde sein Abriss der Geschichte des Wedding, des Gesundbrunnens und der Kolonie an der Panke, den er 1836 seiner Darstellung der damaligen Situation auf dem Gesundbrunnen voranstellte, die späteren

9 Christian Friedrich Bellermann: Die St. Paulsgemeine [sic] vor Berlin. Zweites Stück oder fortgesetzter Bericht über dieselbe von der ersten bis zur dritten Jahresfeier ihrer Kirchweih am 15. Julius 1838, nebst Darlegung eines ihrer wichtigsten Bedürfnisse, um dessen Abhülfe [sic] alle Beschützer und Freunde christlicher Erziehung bittet Christ. Fr. Bellermann, Pfarrer der St. Paulsgemeine [sic]. Beigefügt sind Nachrichten aus dem Leben des Karl Gottfr. Rundt aus Königsberg in Pr. vormals Soldaten unter Friedrich II., und später Missionars in Nordamerika, Berlin 1838. – Christian Friedrich Bellermann: Die St. Paulsgemeine [sic] vor Berlin. Drittes Stück oder fortgesetzter Bericht über dieselbe von der dritten Jahresfeier ihrer Kirchweih am 15. Julius 1838 bis zum Schluß des Jahres 1848, Berlin 1849.

10 Bellermann 1836, S. 5f.

Chroniken sowie die beigegebenen Transkriptionen von regionalgeschichtlichen Quellentexten aus dem 13. und 18. Jahrhundert zum Bezugspunkt späterer regionalhistorischer Werke.¹¹ Die Publikationen sind heute nicht nur wichtige Zeugnisse der Berliner Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts sondern auch zeitgeschichtliche Quellen und Belege für die Anfänge der Regionalgeschichtsschreibung Berlins.

Das Frontispiz des ersten Bandes zeigt den neuen Kirchenbau auf einem noch ungestalteten Rasenstück, umgeben von Zäunen, hinter denen sich der alte Park des Luisenbads erstreckt. Die Vorlage zu dieser Lithografie war eine Zeichnung des Malers Ferdinand Konrad Bellermann, dem Cousin zweiten Grades des Autors. Ferdinand Bellermann hatte an der Berliner Akademie unter anderem bei Karl Blechen und Wilhelm Schirmer studiert. Auf Empfehlung Alexander von Humboldts gehörte er zu denjenigen Malern, die 1842 im Auftrag König Friedrich Wilhelms IV. nach Venezuela reisten, um die dortigen Landschaften und die Vegetation zu dokumentieren.¹² Das Buch im Oktavformat wurde als Broschur, d. h. ohne Buchdeckel, verkauft. Die Kunden gaben ihre Bücher damals noch selbst zum Buchbinder. Angebunden an den ersten Band ist in diesem Fall Bellermanns »Zweites Stück« über die Geschichte seiner Gemeinde von 1838.

Von der Schule zum Museum

Bis 1848 war es der Gemeinde gelungen, in der Nähe der Kirche ein Grundstück für den Bau einer Schule zu erwerben. König Friedrich Wilhelm III. und seine Ehefrau, Fürstin Liegnitz, sowie mehr als 40 weitere Vertreter der preußischen Gesellschaft unterstützten das Vorhaben.¹³ Am 9. April 1866 konnte die 32. Gemeindeschule in der damaligen Pankstraße 26 bezogen werden, deren Bau der Berliner Magistrat finanziert hatte, nachdem Wedding und Gesundbrunnen 1861 nach Berlin eingemeindet worden waren. Den Entwurf lieferte Stadtbaurat Adolf Gerstenberg, zur selben Zeit einer der Gründungsmitglieder des Vereins für die Geschichte Berlins. Seit 1998 befindet sich hier das Bezirksmuseum, das heutige Mitte Museum.¹⁴

Es überraschte daher wenig, dass sich Bellermanns »Kurze Geschichte und Beschreibung« der St.-Pauls-Gemeinde von 1836 mit dem nachfolgenden Band in der Sammlung des Museums befand. Wie jedoch kürzlich im Zuge einer Revision erkannt wurde, trug das Exemplar, das hier verwahrt wurde, auf Titelblatt und Frontispiz jeweils den Stempel der »Sammlung des Vereins für die Geschichte Berlins«. Dieser Besitzvermerk veranlasste das Museum, der Provenienz des Objektes nachzugehen. Unter welchen Umständen kam das Buch in die Sammlung? Das Mitte Museum war 2004 im Zuge der Fusion der ehemaligen Bezirke Mitte, Tiergarten und Wedding durch die Zusammenlegung der Bezirksmuseen – dem Museum Mitte von Berlin, dem Heimatmuseum Tiergarten und dem Heimatmuseum Wedding – entstanden. Die Schrift Bellermanns ging als Teil

11 Auf Bellermann beziehen sich beispielsweise – direkt oder indirekt – Otto Suchsdorf: Geschichte des Gesundbrunnens. Nach vorhandenen Quellen und mündlichen Mitteilungen bis auf die Neuzeit, Berlin 1891; Geschichte der St. Pauls-Gemeinde zu Berlin N. Zum 100-jährigen Bestehen der Gemeinde am 12. Juli 1935, Berlin 1935; Gabriele Jäger, Christine von Oertzen: Boulevard Badstrasse. Großstadtdgeschichte im Berliner Norden, Berlin 1993; Gerhild Komander: Der Wedding. Auf dem Weg von Rot nach Bunt, Berlin 2006.

12 Über Ferdinand Konrad Bellermann (1814–1889) vgl. Helga Weißgärber: »Bellermann, Ferdinand Konrad«, in: Allgemeines Künstlerlexikon [Online-Version]; URL: https://www.degruyter.com/database/AKU/entry/_10114657/html (zuletzt eingesehen am 5.8.2023).

13 Bellermann, 1849, S. 18–19.

14 Vgl. Landesdenkmalamt Berlin (Hrsg.): Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Denkmale in Berlin. Bezirk Mitte, S. 131.

des Weddinger Bestands in die neue Sammlung ein.¹⁵ Auch eine Signatur fiel ins Auge, die mit den Inventarlisten des 1952 gegründeten Heimatarchivs Wedding korrespondiert. Der Eingang des Buches in die Sammlung ist darin für den 22. März 1954 vermerkt. Stifter war Walter Schneider-Römheld, von 1953 bis 1987 Vorsitzender des Heimatvereins Steglitz e.V. Doch wie war das Buch über die Geschichte der St.-Pauls-Gemeinde in seinen Besitz gelangt und warum übergab er das Buch dem Heimatarchiv Wedding?

Zerstörung und Wiederaufbau

Aus den Mitteilungen des Vorsitzenden an die Mitglieder des Vereins für die Geschichte Berlins vom 20. April 1944 geht hervor, dass die Vereinsräume im Deutschen Dom am Gendarmenmarkt, die dortige Bibliothek und das Archiv am 30. Januar 1944 durch einen Bombentreffer zerstört wurden: »[...] nur wenig hat gerettet werden können. Was in 79 Jahren aufgebaut worden ist und die Heimatforschung befruchtet hat, ist sinnlos vernichtet worden.« An die Meldung schloss sich die Bitte an, »[...] Bücher und Bilder, die aus Archiv und Bibliothek des Vereins entliehen worden sind, [...] umgehend im Stadtarchiv, Berlin C 2, Rathaus Königstr., Erdgeschoss Zimmer 15 abzugeben.«¹⁶ Bereits am 29. Januar 1944 war die Kuppel des Deutschen Doms ausgebrannt, weitere Schäden entstanden am folgenden Tag. Ernst Kaeber, Stadtarchivar und späteres Ehrenmitglied des Vereins für die Geschichte Berlins, ging sogar von einem Totalverlust der Vereinsbibliothek aus: »Die Bibliothek ist so gut wie restlos vernichtet worden. [...] Eine geringe Anzahl von Büchern, die 1944 dem Verein von Mitgliedern geschenkt oder auch erworben worden sind, sind mit Büchern der Stadtbibliothek zusammen verschickt worden.«¹⁷ Heute wird der größte Teil der Bestände des Vereins für die Geschichte Berlins von der Zentral- und Landesbibliothek Berlin verwaltet. Dazu gehören auch die Buchsendungen, die nach dem Aufruf vom April 1944 an die Stadtbibliothek geschickt wurden. Die Neugründung des Vereins für die Geschichte Berlins mit der konstituierenden Sitzung am 29. April 1949 aber war im Rathaus Schöneberg erfolgt, damals dem Sitz der Hauptverwaltung von Berlin (West). Die Bibliothek des Vereins für die Geschichte Berlins mit ihren Kriegsverlusten konnte erst zehn Jahre später, am 2. Oktober 1959, wiedereröffnet werden. In der Zwischenzeit, im Januar 1952, war im Bezirk Wedding ein erstes bezirkliches »Heimatarchiv« eröffnet worden, geleitet von dem Lehrer und Heimatforscher Bruno Stephan. Mit großem Engagement baute Stephan hier eine bezirksgeschichtliche Sammlung auf.¹⁸ So liegt es nahe, dass Walter Schneider-Römheld die Schrift über die Geschichte der St.-Pauls-Gemeinde 1954 dem soeben gegründeten Heimatarchiv Wedding übergab. Er könnte das historisch wertvolle Buch in den 1940er Jahren ausgeliehen oder im Zuge der ständigen Bedrohung durch Bombenangriffe und während der Wirren der Nachkriegszeit zu dessen Schutz in Verwahrung genommen haben. Fast fünfzig Jahre lang befand es sich in der Sammlung des Heimatmuseums Wedding, zwanzig weitere Jahre in der des Mitte Museums. Die Rückgabe an den rechtmäßigen Eigentümer, den Verein für die Geschichte Berlins, wurde nun in die Wege geleitet, sodass der Band in die Vereinsbibliothek zurückgekehrt ist. Mit der Digitalisierung des Werkes ist zudem sichergestellt, dass zukünftige

¹⁵ Die Schrift war unter der Inventarnummer HMW AB 2030 verzeichnet.

¹⁶ »Mitteilungen des Vereinsvorsitzenden«, im April 1944 an die Mitglieder versendet (Archiv des Vereins für die Geschichte Berlins).

¹⁷ Schreiben vom 30. Juli 1945, LAB C Rep. 102 Nr. 383 (Landesarchiv Berlin; mit Kopie im Archiv des Vereins für die Geschichte Berlins).

¹⁸ Gerhard Küchler, Bruno Stephan (»Drei neue Ehrenmitglieder«), in: Jahrbuch für Brandenburgische Landesgeschichte 28 (1977), S. 153–155; Werner Vogel, In memoriam Bruno Stephan, in: Jahrbuch für Brandenburgische Landesgeschichte 34 (1983), S. 133–134.

Forschungen allerorten möglich sind. Dieser Prozess der Rückgabe spiegelt nicht zuletzt die gestiegene Bedeutung der Provenienzforschung als wichtige Aufgabe der Museen wider. Während noch bis weit in die 1990er Jahre Depotbestände ungeprüft weitergegeben wurden, können die verschlungenen Wege nach 1945 nicht zurückgegebener Bücher und Objekte heute nicht mehr ignoriert werden.

Zwischen der Bellermannstraße, der St.-Pauls-Kirche und dem Mitte Museum in der Pankstraße können Interessierte auf unerwartete Spuren der Berliner Geschichte stoßen, die bis in die Gegenwart wirken. Bellermanns Schrift über die Geschichte der St.-Pauls-Gemeinde aus dem Jahr 1836 war im Katalog der Bibliothek des Vereins für die Geschichte Berlins von 1896 unter der Signatur »352« verzeichnet, was das Buch bereits damals als Teil der Vereinsbibliothek auswies.¹⁹ Die gleiche Nummer findet sich auf dem Titelblatt des Exemplars, das sich bis vor kurzem im Mitte Museum befand – beide bezeichnen also dasselbe Objekt. Mit seiner Rückgabe an den Verein für die Geschichte Berlins wurde noch einmal dem Aufruf vom April 1944 Folge geleistet – wenn auch auf Umwegen und mit 79-jähriger Verzögerung.

Jonas Hartmann und Sigrid Schulze

Mail: hartmann@mittemuseum.de / schulze@mittemuseum.de

Rezensionen

Bernd Schimmler: Der Wedding, Vergangenheit und Veränderung. Berlin: Walter Frey 2022, 250 Seiten, 69 Abbildungen, 20 €.

Der Berliner Bezirk Wedding bestand von 1920 bis zum Jahreswechsel 2000/2001 und ist seitdem zusammen mit den ehemaligen Bezirken Tiergarten und Mitte Teil des neuen Stadtbezirks Mitte. Bernd Schimmler, geboren 1949 in Berlin-Wedding, war Staatsanwalt, langjähriger Bezirksstadtrat, Mitglied des Abgeordnetenhauses und ist seit Jahren Vorsitzender des Weddinger Heimatvereins. Niemand kennt sich besser aus in den Ortsteilen Wedding und Gesundbrunnen! Der vorliegende Band ist die aktualisierte und stark erweiterte Fassung seines 1985 erschienenen Buches *Der Wedding. Ein Bezirk zwischen Tradition und Fortschritt*. Der Autor beschreibt zunächst chronologisch die Geschichte der Ansiedlung, die 1860 Teil von Berlin wurde. Es folgen Kapitel über die Ereignisse bis zur unmittelbaren Gegenwart, über Beispiele zur Baugeschichte und Grünflächen sowie über den Wedding in Film und Literatur. Im umfangreichen Anhang findet der Leser die Ergebnisse der Wahlen zu den Bezirksversordnetenversammlungen von 1920 bis 1933 und 1946 bis 1999, eine Auflistung der Weddinger Kinos von 1904 bis 2020 und der Luftkriegsschäden im 2. Weltkrieg. Als Ausgleich für die fehlenden Fußnoten im laufenden Text fügte Schimmler ein elfseitiges Literaturverzeichnis an, ergänzt durch ein Personenregister. Er bezeichnet die vorliegende Arbeit als Versuch, die Traditionen eines Arbeiterbezirks darzustellen, dessen Bewohner zumeist nicht auf der Sonnenseite der Gesellschaft standen. Die Gegenwart ist geprägt durch sich laufend verändernde Wirtschafts- und Sozialstrukturen. Nach Schimmler ist der Wedding bunter und vielfältiger geworden, bleibt aber ein ganz besonderer, unverwechselbarer Teil Berlins. Die Geschichte der Sozialdemokratie im »roten Wedding« hat der Sozialdemokrat Schimmler bereits 2021 in seinem im gleichen Verlag erschienenen Buch *Zwischen Humboldthain und den Rehbergen* zusammengefasst.

Martin Mende

¹⁹ Katalog der Bibliothek des Vereins für die Geschichte Berlins, Berlin 1896, S. 192.

Johanna A. Kühne, Palais Schwerin – Ein Haus packt aus. Die Geschichte eines französischen Palais in Berlin, Berlin: be.bra 2023, 88 Seiten, 36 Abbildungen, 14 €.

Gibt es in Berlin noch barocke Palais? Alle weg, waren sie nicht in der Wilhelmstrasse? Oder vielleicht das Podewil? – war völlig zerstört und wurde von 1952 an neu aufgebaut. Aber wir sind dicht dran, denn der Architekt des Palais Podewil war Jean de Bodt, hugenottischer Flüchtling aus Frankreich.

Jean de Bodt war auch ein wesentlicher Architekt bei der Errichtung des Zeughauses und erbaute das hier in Rede stehende Palais Schwerin für Otto von Schwerin den Jüngeren. Fertiggestellt wurde es wohl 1704. Die Nachkommen verkauften das Gebäude 1762 an den Staat. Verschiedene Nutzungen folgten. 1937/38 wurde das Palais Teil der neu erbauten Reichsmünze und dabei völlig entkernt, erhalten blieb immerhin die alte Treppe. Das Gebäude kam einigermaßen durch den Krieg und beherbergte dann das Kulturministerium der DDR. Nach der Wiedervereinigung folgte der Bundesbeauftragte für die Stasiunterlagen. Heute befindet sich hier das Deutsch-Französische Jugendwerk. Das übersichtlich gestaltete Buch wendet sich in erster Linie an junge Leser, an die Teilnehmer im Jugendwerk. Die Autorin lässt das Haus in der Ich-Form zum Leser sprechen, das Haus »packt seine für Berlin exemplarische

Geschichte aus« – das ist stilistisch gut gegriffen und durchgehalten. Der Text ist auf jeder Seite jeweils in Deutsch und Französisch zu lesen. Darüber hinaus ist das Buch gut bebildert, und man kann sich einmal mehr klarmachen, wie aus einem kleinteiligen, innerstädtischen Quartier, das sicher voller Leben war, durch Abriss, Krieg und autogerechte Stadtarchitektur ein unwirtlicher Ort wurde. Aber erfreuen wir uns an dem, was wir haben, einem übriggebliebenen historischen Gebäude mit einer heute erfreulichen Nutzung, und freuen wir uns auf die anstehenden, umfangreichen Projekte, die dem Molkenmarkt hoffentlich ein Stück Urbanität wiedergeben werden. Dabei steht uns das vorliegende erfrischendes Buch zur Verfügung!

Robert Wittig

Manfred Zache: Denken und Planen für Berlin und Anderswo, Berlin: Das neue Berlin 2022, 464 Seiten, 396 Abbildungen, Karten und Pläne, 40 €.

Manfred Zache, Jahrgang 1939, legt einen komprimierten Werkbericht seines Schaffens als Architekt und Städteplaner über einen Zeitraum von annähernd 50 Jahren vor. Aufgewachsen in Frankfurt/Oder machte er 1959 einen Facharbeiterabschluss als Betonbauer und studierte anschließend bis 1964 an der Hochschule für bildende und angewandte Kunst in Berlin-Weißensee, Fachrichtung Architektur bis zum Diplom als Architekt. Er begreift bis heute sein Studium als ein Privileg und ist der DDR dafür dankbar. Am 1. September 1964 wurde er als Städtebauer und Architekt in der Unterabteilung Stadtzentrum Berlin beim Chefarchitekten von Berlin Joachim Näther eingestellt. Die politischen Verhältnisse erleichterten eine radikale Neuordnung des Berliner Zentrums. Noch 1959 konnte man in der DDR lesen, dass die Bebauung des Fischerkietzes erhalten und ergänzt, nicht aber abgerissen werden sollte. 1965 legte Zache ein städtebauliches Konzept und den Bebauungsplan für die »Fischerinsel« vor. Alle historischen Häuser, darunter 30 Baudenkmale, sollten nach dem Willen des Kollektivs Joachim Näther, Peter Schweizer und Manfred Zache beseitigt werden. Zaches Rechtfertigung: *Da für einen individuellen Wiederaufbau auf altem Stadtgrundriss und mit historisch adäquater dreigeschossiger Wohnbebauung weder die finanziellen Mittel noch die entsprechenden Baukapazitäten vorhanden waren, war eine Neubebauung mit Typenbauten alternativlos*. Harald Bodenschatz, einer der einflussreichsten Stadtplanungs-Historiker Deutschlands, urteilte demgegenüber in seinem Buch »Berlin auf der Suche nach dem verlorenen Zentrum«: *Der Abriss des kleinteilig parzellierten und bebauten Fischerkietzes und die Auslöschung des artikulierten Straßenzuges zwischen Gertraudenbrücke und Mühlendamm waren für die Identität Berlins mindestens ebenso folgenschwer wie der Abriss des Stadtschlösses. Hier wurde*

einer der Gründungsorte Berlins nahezu spurlos beseitigt. Die Bebauung mit sechs 21-geschossigen Gebäuden in Großtafelbauweise südlich der achtspurigen Gertraudenstraße entstand ohne stadträumliche Vernetzung. In den Folgejahren kam Zache allerdings zu einer Neubewertung des Altbestandes und realisierte von 1972 bis 1975 die Modernisierung des Altbaugbietes Arnimplatz. Der Autor wirkte von 1967 an in einem »Kollektiv« am städtebaulich-architektonischen Konzept zur Gestaltung der Rathausstraße, der Karl-Liebknecht-Straße und der Mollstraße mit, auch hier verbunden mit dem flächendeckenden Abriss der alten Bauten. Er koordinierte den Gesamtarbeitsprozess und die Gestaltung der Plandokumente für den Generalbebauungsplan und den Generalverkehrsplan von Ost-Berlin und 1986 die architektonische Umgestaltung und bildkünstlerische Neugestaltung des U-Bahnhofs Klosterstraße. Für kurze Zeit ging er als Experte für Altbausanierung nach Havanna. Er erkannte die baukünstlerische Qualität der Altstadt und setzte sich dort für einen Abriss-Stopp ein. Zache wurde für die wiedervereinte Stadt Berlin nach 1990 in der Firma *regioplan* planerisch tätig. Schließlich machte er sich 1997 mit seiner Firma *Z-PLAN – Atelier für Raumplanung, Städtebau und Architektur* in Hohen-Neuendorf selbständig. 2003 entwarf er im Auftrag der Berliner Senatsabteilung für Stadtentwicklung ein Entwicklungskonzept für die imageprägenden Stadträume der Berliner Innenstadt. Zunehmend wurde er als Zeitzeuge zur Planung in der DDR nachgefragt. Er erhielt die »Verdienstmedaille« und Architekturpreise in der DDR und bekannte: »Für mich brach mit dem Untergang der DDR eine große soziale Utopie zusammen.« Das Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung in Erkner IRS hat als »Vorlass« Zaches Entwürfe und Projektbeschreibungen erhalten.

Martin Mende

Volker Viergutz †

Vierzig Jahre war Volker Viergutz Mitglied im Verein für die Geschichte Berlins. Geboren am 17. August 1943 in Nauen studierte er Wirtschaftswissenschaften und Wirtschaftsgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin und anschließend am Institut für Archivwissenschaft in Potsdam. Nach der Staatsprüfung für den wissenschaftlichen Archivdienst 1966 betätigte er sich von 1967 bis 1969 als wissenschaftlicher Archivar am Stadtarchiv Berlin, danach bis 1979 als Leiter des Archivs der Bauakademie in Berlin, 1979/1980 als Archivar der Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche der Union Berlin (Ost) und 1981/1982 als Leiter des Kreisarchivs Schleswig-Flensburg. Von 1982 an wirkte er als Archivrat bzw. Archivoberrat am Landesarchiv Berlin (LAB). Regelmäßig erschienen von ihm in den Jahrbüchern des LAB 1983, 1989, 1990, 1993, 1995, 1998, 2004, 2006 und 2008 Beiträge zur Geschichte Berlins. In der Reihe Geschichte der Berliner Verwaltungsbezirke verantwortete er 1988 den Band 5 Schöneberg beim Colloquium Verlag. Nach der vorgegebenen Rahmengliederung durch die Historische Kommission zu Berlin enthält das Buch im ersten Teil eine Zustandsbeschreibung des Bezirks und im umfangreicheren zweiten Abschnitt Zeitstufen der historischen Entwicklung. 2014 gab der Berlin Story Verlag in mehreren Sprachen den Band »Die Berliner Mauer 1961–1989« mit Fotografien aus den Beständen des LAB heraus, ausgewählt und kommentiert von Volker Viergutz. Wir gedenken dem am 31. Januar 2023 in Rangsdorf verstorbenen Volker Viergutz in Dankbarkeit für sein Wirken zur Erforschung der Geschichte Berlins!

Martin Mende

Erinnerung: Mitgliedsbeitrag!

Wir bitten alle Damen und Herren unseres Vereins, die Ihren Jahresbeitrag noch selbst entrichten und es für das laufende Jahr 2023 übersehen haben, die Überweisung bis zum 31. Oktober auf das Konto des Vereins **IBAN DE06 1005 0000 0190 4487 76** zu erledigen. Das Formular für das Lastschriftverfahren finden Sie unter www.DieGeschichteBerlins.de

Regina Preuß, Schatzmeisterin

Veranstaltungen im 4. Quartal 2023

- 27 Sonnabend, 14. Oktober 2023, 15 Uhr: »**Hansaviertel: Das Alte im Neuen**« entdecken Sie mit der Historikerin **Ruth Pabst** Spuren des ursprünglichen Hansaviertels auf einem Stadtrundgang. Wegen zu großer Hitze wurde der bereits für den 15. Juli 2023 geplante Rundgang kurzfristig abgesagt, um nun nachgeholt zu werden. Nach ihrem viel gelobten Rundgang durch das heutige Hansaviertel am 6. Mai 2023 setzen wir unsere Erkundung auf historischen Pfaden fort! Dauer: ca. 90 Minuten. Teilnehmergebühr 5 € pro Person – bitte passend mitbringen. Treffpunkt: U-Bahnhof Hansaplatz vor der Hansabücherei. Anmeldung nicht erforderlich.

Dritter Filmabend:

- 28 Mittwoch, 25. Oktober 2023, 19 Uhr: »**Stalinallee/Karl-Marx-Allee: Architekturdenkmal, Ort der Zeitgeschichte und des Alltags**«. Der Straßenzug zwischen Alexanderplatz und Frankfurter Tor ist ein für die Geschichte Berlins besonderer Ort. Das von der Fotografin und Kuratorin **Christine Kisorsy** zusammengestellte Filmprogramm gibt einen Einblick in die historischen Ereignisse und persönlichen Erlebnisse von Zeitzeugen aus unterschiedlichen Blickwinkeln entlang der 1961 in Karl-Marx-Allee umbenannten Stalinallee zwischen 1952 und 1990. Ein anschließendes Gespräch mit dem Architekturhistoriker **Dr. Thomas Flierl**, von 2002 bis 2006 Senator für Wissenschaft, Forschung und Kultur, ermöglicht die Vertiefung der vielschichtigen politischen, architekturhistorischen, städtebaulichen und gesellschaftlichen Aspekte dieser Straße. Gäste willkommen! Ort: Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36, 10178 Berlin-Mitte, Eintritt frei, Anmeldung nicht erforderlich.

- 29 Freitag, 27. Oktober 2023, 15 Uhr: »**Kulturgeschichtlicher Spaziergang in der Villenkolonie Grunewald**« mit unserem Mitglied **Axel Hahn**. Mit künstlich angelegten Seen entwickelte sich um 1900 auf mehr als 200 Hektar ehemaliger Waldfläche eine »Millionärskolonie«. Wenn irgendwo von einer deutsch-jüdischen Symbiose gesprochen werden kann, dann in der vom engagierten Bürgertum bewohnten Villenkolonie Grunewald. Treff: Hubertusallee Ecke Herthastraße, 14193 Berlin-Grunewald, M 29 (Herthastr.), Ende: S-Bhf. Grunewald, Dauer ca. 2 Stunden. Anmeldung nicht erforderlich.

- 30 Sonntag, 29. Oktober 2023, 14.30 Uhr: »**Die Hufeisensiedlung**«, Stadtrundgang mit unserem Mitglied **Tatjana Rossa**. Die Hufeisensiedlung Britz entstand als eine der ersten Siedlungen im sozialen Wohnungsbau in Berlin. Die Architektur der Siedlung erwies sich als richtungsweisend. Heute gehört sie zum UNESCO-Welterbe. Treff: Infosäule am

Eingang zum Hufeisen, Fritz-Reuter-Allee, 12359 Berlin-Britz, U 7 (Blaschkoallee), M 46 (Parchimer Allee). Anmeldung nicht erforderlich.

- 31 Sonnabend, 4. November 2023, 11 Uhr: »**Besichtigung des Feuerwehrmuseums in Tegel**« – eine exklusive Führung durch die 1983 eröffnete Sammlung zur feuerwehr-geschichtlichen Entwicklung der vergangenen 170 Jahre in Berlin. Diese umfasst eine Bibliothek mit historischen Fachbüchern und Zeitschriften, ein Archiv mit historischen Bildern und Dokumenten, eine Modell- und Gerätesammlung sowie zahlreiche historische Feuerwehrfahrzeuge. Die ausgestellten Modelle gelten in ihrer Fülle und Qualität in Deutschland als einzigartig. Max. 25 Personen. Umlage für Eintritt und Sonderführung mit dem Museumshistoriker p.p. 5 EUR. Anmeldung bei Dirk Pinnow per E-Mail an dirk@pinnow.com erbeten.

- 32 Mittwoch, 8. November 2023, 19 Uhr: »**You can't miss Gatow! Die Geschichte eines Flugplatzes**«. Vortrag mit Bildern von **Dr. Doris Müller-Toovey**, Leiterin Neukonzeption am Militärgeschichtlichen Museum der Bundeswehr Flugplatz Berlin-Gatow und **Matthias Heisig**, freier Historiker. Der Vortrag lässt einen authentischen deutschen Erinnerungsort lebendig werden, der viele Geschichten erzählt: Von der geheimen Aufrüstung der nationalsozialistischen Luftwaffe über das Ende des Zweiten Weltkriegs und die Zeit des Kalten Krieges bis hin zur Wiedervereinigung.



Ein »Rosinenbomber« der Royal Australian Air Force vor dem Towergebäude auf dem Flugplatz Gatow.

© MHM Berlin-Gatow / Heldenmaier

- Mit dem Abzug der alliierten Truppen 1994 endete die Zeit der Briten in Gatow und die Bundeswehr übernahm das Gelände, wo sich heute u.a. das Militärhistorische Museum Flugplatz Berlin-Gatow befindet. Gäste willkommen! Ort: Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36, 10178 Berlin-Mitte, Eintritt frei, Anmeldung nicht erforderlich.

- 33 Donnerstag, 16. November 2023, 19 Uhr: »**Das Berliner Schloss und seine untrennbaren Satelliten: Die Rossebändiger, die Schlossbrücke und ihre Doppelgänger. Zum Werk von K. F. Schinkel, C. D. Rauch und P. Clodt von Jürgensburg in Berlin und St. Petersburg.**« Zehnte Veranstaltung der Vortragsreihe der Gesellschaft Berliner Schloss e. V. mit **Dr. Wasilissa Pachomova-Göres**, Potsdam. Moderation: **Dr. Guido Hinterkeuser**. Die Veranstaltung findet im Rathaus Schöneberg, 1. OG, Kennedy-Saal (U4 Rathaus Schöneberg) statt. Eintritt frei, Anmeldung nicht erforderlich.

- 34 Freitag, 8. Dezember 2023, 18 Uhr: »**Adventsfeier des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865**« im Hotel Novotel Am Tiergarten mit Vortrag: »**Streifzug durch gediegene Hotels und Restaurants, durch einfache Tabagien und Destillationen, sowie einen Blick in den einen oder anderen Tanzsaal in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts**« unseres Mitglieds **Joachim Brunold**. Anmeldung durch Überweisung von 42 € pro Person auf das unten ge-

nannte Vereinskonto mit dem Stichwort »**Adventsfeier**«. Glühweinpunsch zur Begrüßung, Speisenfolge (19 Uhr): Zweierlei Vorspeisen, drei alternative Hauptgänge (incl. Gans), zweierlei Dessertvariationen und Obst. Getränke sind im Buffet-Preis nicht enthalten. **Gäste willkommen!**

Novotel Am Tiergarten, Straße des 17. Juni 106–108, direkt am S-Bahnhof Tiergarten.

Lesser Ury, *Im Café Bauer*, 1898



Verein für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865

www.DieGeschichteBerlins.de

Vorsitzender: Dr. Manfred Uhlitz, E-Mail: Uhlitz@DieGeschichteBerlins.de | Pressesprecher: Mathias C. Tank, Tank@DieGeschichteBerlins.de | **Stellv. Vorsitzende:** Professor Dr. Ingrid Scheurmann, Scheurmann@DieGeschichteBerlins.de; Professor Dr. Thomas Sandkühler, Sandkuehler@DieGeschichteBerlins.de | Postanschrift für alle Vorstandsmitglieder, Geschäftsstelle, **Bibliothek und Archiv:** Breite Str. 36 (Eingang Neuer Marstall, Schloßplatz 7), 10178 Berlin, Telefon (030) 902 26 449. E-Mail: Bibliothek@DieGeschichteBerlins.de | **Öffnungszeiten:** mittwochs 15–18.45 Uhr | **Schatzmeister:** Regina Preuß, Preuss@DieGeschichteBerlins.de; Professor Dr. Wolfgang Pfaffenberger, Schatzmeister@DieGeschichteBerlins.de | **Schriftführer:** Dr. Dietmar Peitsch, Peitsch@DieGeschichteBerlins.de, Professor Dr. Ilona Wuschig, Wuschig@DieGeschichteBerlins.de | **Internetredaktion:** Redaktion@DieGeschichteBerlins.de | **Veranstaltungen:** Jörg Kluge, Kluge@DieGeschichteBerlins.de; Dipl.-Ing. Dirk Pinnow, Pinnow@DieGeschichteBerlins.de | **Mitgliedschaft:** Neue Mitglieder sind herzlich willkommen! Jahresbeitrag Einzelperson 60 €, Familien/Partner 90 €, Studierende und Auszubildende bis zum 28. Lebensjahr 35 € und Fördermitglieder mind. 120 € inkl. Bezug Vierteljahresschriften und Jahrbuch | **Bankverbindung:** Sparkasse Berlin, IBAN DE06 1005 0000 0190 4487 76 (BIC BELADEBEXXX)

Die MITTEILUNGEN sind eine Beilage für die Mitglieder des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, zur vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift »Berliner Geschichte«. Der Bezug ist im Mitgliedsbeitrag enthalten. **Schriftleitung:** Dr. Manfred Uhlitz. Textbeiträge sind willkommen! Bitte an den Schriftleiter senden. Mit der Einsendung von Beiträgen erklärt sich der Autor/die Autorin mit der Veröffentlichung auch im Podcast auf der Internetseite des VfdGB einverstanden. Layout und Satz: Norman Bösch, normanboesch@hotmail.de

Alle Rechte vorbehalten.